

Das Werk



Steirische Schmiedeeisenkunst.

Lichtbild: Debus.

Brunnen der „Radmeister-Communität“ in Vorderberg am Erzberg
aus dem Jahre 1668.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf



August/Sept. 1938

Heft 8/9

Das Wurf

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf, August/September 1938

Heft 8/9

*Es wird das Jahr stark und
scharf hergehen, aber man muß
die Ohren steif halten und jeder,
der Ehre und Liebe vor das
Vaterland hat, muß alles dran
setzen!*

*Friedrich der Große
an den Generalleutnant von Winterfeld
vor seinem Einmarsch in Böhmen
im zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges.
(Sieg bei Prag, 6. Mai 1757.)*

Weltwende.

Von Hermann Stegemann.

Die nachfolgenden Ausführungen entstammen dem im Jahre 1934 (!) erschienenen Werk „Weltwende. Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel“ des Geschichtsforschers Professor Dr. Hermann Stegemann, weiten Kreisen bekannt durch seine erstmalig im Berner „Bund“ veröffentlichten Kriegsberichte, die später neugefaßt und erweitert als fünfbändige „Geschichte des Weltkrieges“ erschienen.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus. Alles ist in Bewegung geraten. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Ökumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs.

Ist denn überhaupt Frieden gewesen, seit der Weltkrieg zu Ende ging? Hat nicht Krieg geherrscht in Osteuropa und Ostasien, in Kleinasien, in Nordafrika und Südamerika, und wo immer noch die Kraft reichete, sich der Waffen zu bedienen im Kampf um die Macht, um Eigenleben und die Güter dieser Erde?

Noch ist den Völkern Europas die Möglichkeit gegeben, sich unter sich, sei es friedlich, sei es mit den Waffen in der Hand, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unter Europiden ist, ob man es zugebe oder leugne, heute schon im Gange. Wohl wäre schon der Weltkrieg geeignet gewesen, diese Auseinandersetzung auf den katalanischen Feldern endgültig zum Abschluß zu bringen und hart vor Torreschluß eine neue Weltordnung heraufzuführen, aber man hat diesen Krieg trotz seiner Ausmaße nicht so groß gesehen, nicht als Völkergericht erkannt. Er ist nicht ausgefragt worden, um ein einiges Europa heraufzuführen, sondern um den Siegern abermals Spolien aus dem Besitz der Unterlegenen zu verschaffen und diese zur Bewahrung des errungenen und errafften Gewinns in Ohnmacht zu bannen.

Es war der letzte Krieg, in dem England den Kontinent zu seinen Gunsten marschieren sah, der letzte, in dem Frankreich noch einmal nach der Hegemonie griff, der letzte, in dem Österreich um seinen Bestand focht, der letzte, der Rußland als europäische Macht handeln ließ, und der erste, in dem Deutschland trotz seiner Schicksalslage den Kampf um seine europäische Geltung und seine Weltstellung aufnahm, um sich vor Entrechtung und Entmächtigung zu bewahren. Es war ein Krieg zur Zerstörung Europas und konnte als solcher kein geeinigtes Europa nach sich ziehen. Aber er hat die Zeit umgebrochen und starr gewordene, entseelte Formen zerschlagen. Er steht am Eingang des Endkampfes um Eurasien, der morgen schon in die entscheidende Phase treten kann.

Der Kampf um die Zukunft, der, von Europa aus begriffen, ein Kampf um die Neuordnung Europas und ein Kampf Europas um seine Weltgeltung ist, hat durch den Gestaltwandel Deutschlands den entscheidenden Antrieb erhalten. Europa wird aber im Wettstreit der Kontinente erst voll sichtbar, wenn es nicht nur vom Okzident aus und auf den Okzident hin, sondern auch vom Orient und seiner kontinentalen Verwurzelung aus betrachtet wird.

Deutschland ist zwar von alters her eine Macht des Okzidents, aber Deutschland ist auch eine Macht des Ostens und diesem heute enger verbunden als seit Jahrhunderten. Es ist die einzige Macht, die auf dem Kontinent von jeher nach zwei Himmelsrichtungen blickte und zwei Fronten hütete, und hat sich von jeher mit dieser Schicksalslage auseinanderzusetzen müssen.

Tausend Jahre deutscher Geschichte atmen die Bedrängnis, in die es dadurch gestürzt wurde. Alle deutschen Kaiser und Könige haben mit dem Problem gerungen, das in dieser

Mittellage begründet ist, ohne es völlig zu meistern. Im deutschen Volkstum aber lebte vom ersten Tage an das untrügliche Gefühl, daß ihm der Osten nicht verlorengehen dürfe.

Nicht der Sonne nach, die goldgesättigt im Westen sank, sondern der Sonne entgegen, die sich aufflammend dem Osten entrang, strebte die Sehnsucht der deutschen Menschen, die aus Sachsen, Schwaben, Franken und Alamannland auszogen, um den Pflug in jungfräuliche Erde zu stoßen. Ob die eigenen Fürsten oder fremde Könige sie riefen, den Boden umzubereiten und ihnen Städte, Kirchen und Burgen zu bauen, das war ihnen nicht so wichtig wie die Erfüllung dieser Sehnsucht, dieses Dranges in die Ferne, die sich gen Osten öffnete, wo Europa in die Breite entfaltet lag. So sind sie zu der großen Kolonisation gekommen, die die Grenzen des Okzidents immer weiter gen Osten vorschob.

Die Abgrenzung des Okzidents als des neu zu bestimmenden Abendlandes muß daher auf eine größere Zusammenfassung im Raum und in der Zielsetzung ausgehen. Sie kann nicht in einer Zweiteilung Europas gefunden werden, nachdem die Dreiteilung ihren Sinn verloren hat. Es kann und darf nur noch ein einheitlich zusammengefaßtes Europa geben.

Aber so unsicher auch der politische Ausfrüß und die interkontinentale Begrenzung Europas geworden sind, fest steht, daß Deutschland die tragende Stellung im eurasischen Gesamttraum innehat, so bedrängt diese auch heute noch erscheinen mag.

Die Vertragssysteme, die sich wie Schlingpflanzen wuchernd über Europa ausbreiten und bereits die Staaten Asiens zu umspinnen beginnen, sind Behelfskonstruktionen. Sie sind wie Efeuranken, die gefährdetes Gemäuer mit Würzelchen überziehen und ihm täuschenden Halt verleihen. Ganz Ost- und Südeuropa ist von solchem Rankenwerk überzogen, und der Okzident scheint nur fester gefügt, weil hier mächtigere Geflechte und stärkere Verknotungen laufen. Es wäre nicht gut, wenn darüber Zweifel beständen. Das ganze europäische Staatengefüge befindet sich in einem Schwebestadium. Aber über die Wurzelkraft der Völker, die sich in diesen staatlichen Gebilden eingerichtet haben, sagt dieses diplomatische Gespinnst nichts aus. Auch nicht über die Fähigkeit zum Wettstreit, der aller Differenzierung zum Troß wieder die Neigung zur Zusammenfassung größerer Räume erkennen läßt und sich sichtbar in kontinentaler Richtung, also nach der kontinentalen Breite hin entwickelt. Vielleicht ist das das schlechthin Bestimmende der geschichtlichen Bewegung.

Die Weltauseinandersetzung, die in Europa ihren Anfang genommen hat, aber als solche erst erkannt worden ist, als der Weltkrieg von der Weltunruhe abgelöst wurde, die ihm auf dem Fuße folgte, ist nicht an bestimmte oder souverän zu bestimmende Fristen gebunden. Der Vertrag von Versailles, aufgestellt als ein ehernes Gebilde, wankt auf seinem löcherigen Fußgestell, und der Völkerbund, diesem Vertrag zu seinem eigenen Unheil verbunden, droht bereits mit Verfall. Wir stehen nicht nur vor einer Neuordnung Europas, sondern auch vor einer Krisis der in der Zivilisation zusammengeschlossenen Ökumene und vor einer Neuverteilung des Erdballs. Alles ist in Bewegung geraten.

Neue Weltwende wirft ihre Schatten voraus.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft.

Friedrich Wilhelm I.

Gemälde von Antoine Pesne.

Der Begründer des Preußentums.

Zum 250. Todestag Friedrich Wilhelms I.

Eine geschichtliche Studie von Professor Dr. Walther Schneider.

„Nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann die Zukunft meistern.“
von Hindenburg.

Nach das Urteil der Nachwelt ist nicht immer gerecht. Es hat manchen, der es nicht verdient, unter die Helden versetzt und Männer, deren Wirken über die Jahrhunderte fort segensreich weiterlebt, kaum beachtet.

Wenige Größe der Weltgeschichte aber hat die Mit- und Nachwelt so verkannt wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen, von dem viele Deutsche kaum mehr als den Beinamen „der Soldatenkönig“ kennen. Seinen Zeitgenossen im „Reich“ und im Auslande war er ein Schrecken und ein Spott. Die Philister in den Kleinstaaten und geistlichen Fürstentümern im Süden und Südwesten überfiel ein Schauer, wenn sie von diesem Lande hörten, halb Kaserne, halb Zuchtthaus, in dem ein tyrannischer Despot alle jungen Männer einsing, Groß und Klein prügelte, ewig schalt und zur Arbeit trieb, ja seinem eigenen Sohn und Thronfolger ans Leben gewollt hatte.

Dabei waren zwei Dinge erstaunlich: Dieser ewige Exerzier-

meister, den sein hochmütiger Schwager von Hannover-England nur „mon frère, le sergent“ nannte, war in den auswärtigen Händeln, in denen er doch durch Subsidien für vermietete Truppen tüchtiges Geld hätte verdienen können, so zurückhaltend, daß man im Reich spottete: „So schnell schießen die Preußen nicht!“, und dieser „König der Bettler“, wie ihn Frankreich spottend nannte, dieser „Pfennigfuchser“ und Despot übte auf die „dummen Bauern“ im Rheinland und in Schwaben, in Hannover und Bayern, die es doch so gut hatten im Schlandrian einer milden Herrschaft, eine so unbegreifliche Anziehungskraft aus, daß sie sich verlocken ließen, scharenweise als Kolonisten in jenes düstere Land des Nebels und des Korporalstocks zu ziehen.

Nur einer hat schon bei Lebzeiten dieses Mannes dessen Größe erkannt, der, der am schwersten unter seiner Härte und seinem Jähzorn gelitten hatte — sein Sohn und Erbe Friedrich: „Die Spuren seines weisen Wirkens werden dauern, solange der preussische Staat besteht.“



Friedrich
Wilhelm I.
Nach
einem Gemälde
von
Camphausen.
Mit
Genehmigung der
Photographischen
Gesellschaft.

Diesem Staate, dessen Grundlagen der Große Kurfürst geschaffen hatte, war durch den Sohn der Name eines Königreichs Preußen und gewaltiger äußerer Glanz verliehen. Das Heer, das zuerst bei Warschau und Jena die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hatte, hatte in den „Weltkriegen“ anfangs des achtzehnten Jahrhunderts bei Hochstedt, Turin und in hundert anderen Schlachten unsterblichen Ruhm an seine Fahnen geheftet; aber es hatte „zum Ruhme Englands, zum Schutze Hollands, zum Vorteil Osterreichs“ gefochten, und die politische Rolle Preußens war im Vergleich zu diesen Waffentaten eine geradezu klägliche gewesen, weil dieses Heer — und damit der Staat — abhängig war von den Hilfsgeldern, die die reicheren Staaten ihm zahlten.

Friedrich Wilhelm I. erkannte, daß nur ein starkes, allein auf die Mittel des eigenen Landes sich stützendes Heer dem jungen Staate die Kraft geben könne, „in der Welt was zu dirigieren“. Deshalb verzichtete er zunächst auf alle außenpolitischen Erfolge, auf allen Glanz und alle Genüsse und setzte seine und seines Volkes ganze, mit ungeheurer Energie zusammengeballte Kraft an die eine Riesenaufgabe, diesen Staat wirtschaftlich und weltanschaulich zusammenzuschweißen zu einem unangreifbaren Ganzen. Das ist der Sinn der Worte, die er den von Sonderinteressen erfüllten Ständen 1716 entgegenschleuderte: „Ich stabilisiere die Souveränität und setze die Krone fest wie eine rocher von bronze.“

Er betrachtete es als seine Aufgabe, die „salus publica“, das Gemeinwohl, mit allen Mitteln, auch gegen den Wunsch und Willen des einzelnen Untertanen, durchzuführen. Aber während in anderen Ländern die Überschätzung des Geldes als Wertmaßes des Reichtums und damit des Handels und der Exportindustrie zu einer verhängnisvollen Vernachlässigung der Landwirtschaft und zu einer Senkung des Lebensstandes der bodenständigen Bevölkerung führte, erkannte Friedrich

Wilhelm, daß Preußens Wirtschaft auf Ackerbau und Gewerbe beruhen müsse, um in sich unabhängig zu werden. Von hier aus fand er die einfache und bedeutungsvolle Wahrheit: „Menschen achte vor den größten Reichtum.“ Soll dieser Reichtum für das Ganze fruchtbar gemacht werden, so muß er gegen äußere Feinde als unbedingt zuverlässiges Heer in die Erscheinung treten, im Innern aber durch eine organische Verteilung der Pflichten und Rechte des einzelnen und eine sichere Verfügbarkeit der finanziellen Mittel seine Kräfte zur höchsten Produktivität entwickeln. Nicht also der Mensch an sich, das einzelne, sich wichtig erscheinende Individuum, ist ihm wertvoll, sondern der Mensch als dienendes Glied des Staates. Dieser Staatsbegriff, als dessen Treuhänder sich der König ausschließlich betrachtet, ist autoritär und total: „Man muß dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, mit Ehr und Gewissen dienen und alles daran setzen als die Seligkeit. Die ist vor Gott; aber alles das andere muß mein sein.“ Und doch hat die Richtung seines Wesens etwas im besten Sinne Demokratisches: nicht um sein Wohl handelt es sich, sondern um das Ganze.

„Laß Er das den König von Preußen nicht hören!“ warnte er einst einen Günstling, der einen Sondervorteil erreichen wollte. Und als ein Baron von Schlubhut in Ostpreußen einige königliche Gelder, die für die Ansiedler aus Salzburg bestimmt waren — sagen wir: großzügig für sich verwandt hatte, ließ er ihn festnehmen, fuhr ihn in Königsberg grob an und ließ ihn, als jener sich solche Behandlung eines Edelmannes verbat, kurzerhand aufknüpfen.

In einem solchen Staate war für die unter der schwachen, wenn auch äußerlich glänzenden Regierung des ersten Königs wieder üppiger gediehene „administrative Selbständigkeit“ der Stände, besonders des Adels, kein Platz. Er vernichtete sie, wie sein Großvater die politische. Wie jener, sah er in einer einheitlich gesicherten und gerechten Finanzgebarung, einer



Friedrich Wilhelm I. begegnet einem Zug Salzburger Emigranten.

Gemälde von Neubaus.

reibungslos arbeitenden Verwaltungsorganisation und einem starken, bedingungslos gehorchenden Heere die Grundlagen des Staates: „Sagt dem Fürsten von Anhalt, daß ich selbst der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“

Mit zwei geradezu revolutionären Maßregeln untergrub der König die „fröhliche Adels Herrschaft“, die anderswo, am Rhein, in Hannover und Schweden, in Mecklenburg und Sachsen-Polen, das Land ausaugte, an ihrer Wurzel.

Der Adel war bisher von der Grundsteuer befreit gewesen und hatte Bauern und Bürger die Lasten tragen lassen. Jetzt belegte der König nicht nur die Rittergüter mit einer „Lehnspferdsteuer“ von 40 Talern, sondern besteuerte ebenso wie bei den Schulzen- und Bauernhöfen durch den „Generallandbeschoß“ den Grund und Boden nach Größe und Ertragsberechnung (Bonitierung). Bis nach Wien schrie die empörte Ritterschaft um Hilfe, und der Reichshofrat war läppisch genug, „dem Herzog von Magdeburg mit kaiserlicher Ungnade und Exekution“ zu drohen. Peinlich war es, daß allein in Ostpreußen 34681 „verschwiegene“ Hufen zutage kamen, so daß der Adel zum Teil das Sechsfache der bisherigen Steuer zahlen mußte, während die Lasten der kleinen Leute erleichtert wurden. „Tout le pays sera ruiné“, jammerte der Graf zu Dohna. „Curios“, entgegnete Friedrich Wilhelm, „tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das kredo, daß die Junkers Ihre autorität (Autorität) Niposvollam wird ruinieren werden. Die Stände sollen steuern, da bleibe ich bis an mein selblich ende.“

Er erklärte alle Adels-, Schulzen- und Bauernlehnsgüter zu Allodial- und Erbgütern und löste dadurch das dingliche Lehnband mit dem grundbesitzenden Adel. Keineswegs aber ließ er die persönliche Dienst- und Vasallendisziplin anrasten. Er untersagte den Söhnen des schloßgeessenen Adels das Dienen in fremden Heeren, kontrollierte den Personenbestand durch „Vasallentafeln“ und gab durch Gründung des

Kadettenkorps in Berlin den ärmeren Familien die Möglichkeit einer anständigen Erziehung ihrer Söhne. Indem er die Ernennung jedes Offiziers — die unteren Chargen waren bisher von den Obersten ernannt worden — ausschließlich sich selbst vorbehielt, schuf er das erste rein monarchische Offizierskorps der neuen Geschichte und band den verwilderten und frondierenden Adel mittels der Ehre an Krone und Staat.

Nicht weniger revolutionär waren seine Maßregeln in bezug auf die Verwaltung der Domänen. Diese, teils Kron- güter, teils private „Schatullgüter“ des königlichen Hauses, waren unter seinem Vorgänger in ihren einzelnen Teilen — Vorwerken, Mühlen, Krügen — in Erbpacht ausgetan worden, eine Maßregel, die bei straffer Organisation und richtiger Auswahl einen selbständigen landwirtschaftlichen Mittelstand hätte schaffen können. Indessen fehlte es durchaus an zuverlässigen Pächtern, und die ausbeutende Behandlung unter dem gewissenlosen Minister Kolbe von Wartenberg bedeutete geradezu eine Verschleuderung der Domänen. Jetzt wurden durch ein Hausgesetz vom 13. August 1713 sämtliche Domänengüter als „ewiger Fideikommiß, unteilbar und unveräußerlich“, erklärt, also der Willkür des jeweiligen Herrschers entzogen und als Staatseigentum behandelt. Gerade diese Tat, durch die sich der König auch finanziell zum „ersten Diener des Staates“ machte, stellte ihn turmhoch über die meisten Fürsten seiner Zeit, die ihr Land, oft in der schlimmsten Weise, als ihr Privateigentum behandelten. Zugleich wurde damit die Unteilbarkeit des gesamten Staatsgebietes feierlich betont. Durch die neue „Generalpacht“ erhielt der Pächter, Amtmann genannt, das ganze Gut mit allen „Pertinenzen“, aber nur auf sechs Jahre, so daß unzuverlässige Männer jederzeit entfernt werden konnten. Da diese Amtmänner durchweg Bürgerliche waren, erwuchs neben dem Adel ein tüchtiger, kapitalkräftiger Landwirtsstand, der nach dem Zusammenbruch von 1806 recht eigentlich der Träger der Reformen des Freiherrn vom Stein werden sollte. Zugleich gab der sonst so sparsame Herrscher allein von 1713 bis 1732 über 5000000 Taler zur Erwerbung neuer Domänen aus, auf denen er Musterwirtschaften errichtete, die natürlich anfeuernd auf die Privatwirtschaft wirkten.

* Mit dem Wort „nie pozwalam“, d. h. „ich erlaube es nicht“, konnte im Polnischen Reichstage jeder Abgeordnete jeden Beschluß umstoßen.

Wie stark er hier durch sein Beispiel erzieherisch war, zeigt das Aufblühen der ostpreussischen Pferdezucht durch das 1732 gegründete königliche Gestüt zu Trakehnen, das noch heute Weltgeltung hat. Andererseits beweist er auch auf diesem Gebiete den demokratischen, volksnahen Grundzug seines Wesens in der Bauernpolitik. Zwar an eine Aufhebung der patrimonialen Grundherrschaft konnte er, der nüchternen Realpolitiker, bei der wirtschaftlichen Unreife der Bauern noch nicht denken. Aber durch Edikt vom 30. August 1717 verbot er zunächst das „Legen“ der Bauern, das heißt die Einziehung des Hofes zum Gute, und verhinderte so die Vernichtung des Bauernstandes durch adlige Großgüterwirtschaft, wie sie damals in England, aber auch in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern begann. Von jeher war die Beschützung der Armen und Bedrängten den Hohenzollern als ein Gebot der Selbsterhaltung erschienen, und Friedrich Wilhelm belegte nicht nur jedes Schlagen der im Hofdienst arbeitenden Bauern mit „sechswöchentlichem Karren, im Wiederholungsfalle dem Stränge“, sondern beseitigte unter anderem auch das „Vorspannrecht“ der Landräte und Domänenräte mit dem kurzen Wort: „Ich will nicht, daß die Herrn Beamten in der Provinz mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren.“

Die gewaltigste Tat auf landwirtschaftlichem Gebiete ist aber das „Rétablissement“, der Wiederaufbau des 1709 durch grimme Kälte und eine Cholera fast entvölkerten Ostpreußens, durch den er dem Bauernstand frische Kräfte aus der Schweiz und Schwaben, aus Niedersachsen und vom Rhein zuführte. Europa hallte wider davon, als der König durch energische Drohungen, ja Maßregeln gegen die „Pfaffen“ im eigenen Lande den fanatischen „Seligmacher“ Erzbischof Graf Firmian in Salzburg 1732 zwang, über 30000 Protestanten mit Weib und Kind ungehindert ziehen zu lassen. Sie fanden eine neue Heimat in Ostpreußen. 6000 Hufen, 11 Städte, 332 Dörfer und 40 Domänengüter wurden hier neu angebauet, ein bis heute noch nicht wieder erreichtes Siedlungswerk. Als 1813 der Sturm losbrach, haben die Enkel dieser Einwanderer mit ihrem Blute der Krone Preußens den Zoll des Dankes entrichtet.

Auch für die verrottete Bettlernwirtschaft in den Städten war kein Platz mehr in Preußen. Sie verloren ganz und gar ihre Selbständigkeit, wurden unter der Herrschaft des königlichen Steuerrates ganz der allgemeinen Staatsverwaltung untergeordnet. Weh dem Torschreiber oder Handwerksmann, der bei einer Faulheit betroffen wurde, oder der Hörterin, die „Maulaffen feil hielt“, statt „Welle und Flachs zu spinnen, zu stricken oder zu nähen“ (Edikt vom 14. Juli 1723). In das verknocherte und entartete Zunftwesen fuhr ein scharfer Wind. Dem Vagabundieren der Gesellen wie ihren Streikversuchen und dem Unfug des „blauen Montags“ wurde ein jähes Ende bereitet. Dafür wurden die Kräfte der Zünfte der Lehrlings-erziehung und der Hebung der sozialen Belange der Gesellen, auch durch eine scharfe Fabrikinspektion, dienstbar gemacht. Erfreulich hoben sich die Städte durch Gründung und Unterstützung neuer Manufakturen, durch kostenlose Überlassung wüster Baustellen, ja Zwang zur Bebauung. Dabei blieben zum Beispiel in Berlin, das 1640 nur 6000, 1740 aber 90 000 Einwohner zählte, die Boden- und Wohnungsverhältnisse so gesund, daß in ihm als der einzigen Großstadt jener Zeit die Geburten die Sterbefälle überstiegen.

Sollte diese raselose Arbeit für das Gemeinwohl nutzbar gemacht werden durch höchste Anspannung und finanzielle Konzentration der Kräfte, so mußten diese restlos in einer strengen Verwaltung eingefangen werden, die den Willen des Königs bis in die feinsten Adern des Staatskörpers hinein wirksam werden ließ. Das geschah durch eine der größten organisatorischen Taten der Weltgeschichte, die auf diesem Gebiete eigentlich nur Napoleon I. und den Freiherrn vom Stein dem König ebenbürtig erscheinen lassen. Es ist das jene

gewaltige, aus einem Guß geformte „Instruktion, wonach Unser General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domänen-Direktorium sich alleruntertänigst zu achten“, die er im stillen Jagdhaus Schönebeck in der Schorfheide in wenigen Wochen ohne jedes literarische oder wissenschaftliche Hilfsmittel niederschrieb und am 22. Dezember 1722 abschloß. Sie bedeutet inhaltlich eine völlige Neuordnung der gesamten Organisation wie des materiellen Rechtes der Verwaltung von der höchsten Behörde, eben jenem „Generaldirektorium“, bis zum letzten Schreiber und Landreiter. Über alle Entwicklungen und Umstürze der folgenden Jahrhunderte fort hat dieser geniale Aufbau eines für Staatseinheit und Rechtsgleichheit kämpfenden Beamtentums sich in seinen Grundgedanken bis in unsere Zeit hinein lebendig erhalten. An den Höfen Europas trieb ein heimatloses Dienergeschlecht sein Unwesen; der preussische Beamtenstand fühlte sich im Dienst der Krone und des Staates bei kargem, doch gesichertem Gehalt und in fester sozialer Stellung dem Kampf der ständischen Gesellschaft entrückt, stolz in dem Gefühl, seine „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ zu tun. Die unerbittliche Pflichtauffassung des Königs, der selbst von seinen Ministern ganz trocken schrieb: „Denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten sollen“, hat gerade in seinem Beamtentum jenes Wunderwerk von spartanischer Einfachheit und muskelstarker Befehlsautonomie geschaffen, das als „preussische Wesensart“ erscheint. Gewiß ist dieses Beamtentum zeit- und stellenweise dem gedankenlosen Gehorsam und hohler Überheblichkeit verfallen, aber der Geist Friedrich Wilhelms I. hat in ihm den Staat über alle Niederlagen hinweg, in seinen Grundstufen ungeboren, bis in das Dritte Reich hineingetragen.

All diese fanatische Arbeit galt letzten Endes doch immer der Stärkung des Heeres, das nur noch von preussischer Kraft leben, aber auch nur für Preußens Größe kämpfen sollte. Der König hat mit dem Satz: „Jeder Untertan wird für die Waffen geboren“, den uralten germanischen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht bewußt wieder aufgenommen; ihn durchzuführen, war er bei der bestehenden sozialen und Rechtsungleichheit der ständischen Gesellschaft nicht imstande. Die „Kantonspflicht“ der bäuerlichen Jugend hat mit den Ideen eines Scharnhorst nichts zu tun. Der Hauptteil der Mannschaften wurde noch im „Auslande“, das heißt im Deutschen Reich, geworben. Das hatte wenigstens den Vorteil, daß die Vaterländer dieser „meisterlosen deutschen Landsknechte“ aufhörten, der Werbeplatz aller anderen Völker zu sein.

Es entbehrt nicht der Ironie, daß so die Kleinfürsten im Süden und Westen die Kriegsmacht des verhassten Preußens stärken halfen. Der Dienst war sehr hart; aber der gewöhnlich drei Monate im Jahre beurlaubte Kantonsist hatte immerhin den Vorteil, daß er nicht mehr unter der Gutsobrigkeit, sondern unter der königlichen Aushebungsbehörde stand, so daß auch in diese mißhandelten und gedrückten Volkskreise etwas wie ein Staatsbürgerbewußtsein einzog. Vor allem aber entfaltete der König, der mit Leib und Seele Soldat war und als erster Monarch Europas an Stelle des prunkvollen Hofkleides stets die Uniform trug, seine mächtigen Gaben als Zuchtmeister. Mit Recht rühmt sein Sohn: „Jamais homme ne fut né avec un esprit aussi capable de détails“. Die Welt spottete über seine lächerliche Vorliebe für die „langen Kerle“ wie über seine und des „Alten Dessauers“ geistlose Drillkünste. Sein Sohn aber hielt mit diesem Heere den Angriffen einer Welt stand und besetzte Preußens Ruhm an die Sterne. Es war ein glanzloses, ungemütliches, oft atemloses Wirken, das dieser Fanatiker der Arbeit von sich und seinem Volke verlangte, und viel schöne Blüten des Daseins mußten in diesem harten Staate der Pflicht noch verkümmern. Aber erst seit Friedrich Wilhelm I. gab es eine „preussische Haltung“, eine besondere Art, dem Staate zu leben, zu dienen und, wenn es not tat, für ihn zu sterben.



Das Wiener Parlament.

Photo: Österreichische Landesbildstelle

Etwas von meinem Österreich.

Von Josef Friedrich Perkonig, Klagenfurt.

Wie soll ich dich, du mein schönes, seltsames, unsterbliches Vaterland preisen? Es ist schon so viel Kluges und Liebes zu deinem Lobe gesagt worden, du bist von großen und kleinen Leuten geschildert und gedeutet worden, daß jeder, der seine Stimme für dich erhebt, fürchten muß, zu wiederholen, was andere längst ausgesprochen haben. Und doch meine ich dich an Orten zu spüren, wo du anderen vielleicht nicht so sehr lebendig bist wie mir, es liebt jeder auf seine eigene Weise, und es singt, von dem nämlichen Gefühl bewegt, jeder ein anderes Lied. Wohl an, so suche ich dich, du mein Österreich, um nicht in den Fahrten der Brüder zu gehen, an anderem, an verborgenen Orten. Du bist für mich nicht so sehr ein Land, denn Länder können vergehen, so lehrt uns die Geschichte, eher ein seelischer Klang, ein tieferer Sinn, und durch sie wirst du ewig sein.

Oft schon bin ich gefragt worden: Wo ist Österreich am schönsten? Immer pflegte ich dann das nämliche zu antworten: Der Rasche, der seine Erlebnisse mit Zahlen zu messen gewohnt ist, wird natürlich eine Reihe von Namen nennen können, doch die gelten wieder nur für den zweiten und dritten Raschen. Der Reiche, der Zeit und Raum mit geringer Mühe überwindet, wird eine besondere Ansicht von der Schönheit Österreichs äußern, und sie gilt wieder nur für den zweiten und dritten Reichen. Aber der Rasche darf den Reichen nicht be-

raten, der Reiche nicht den Raschen und beide zusammen nicht jenen anderen, für den Österreich wieder ganz woanders und zu anderer Zeit schön ist als für die beiden ersten, denn jeder von ihnen lebt und empfängt ja durch eigene Sinne.

Für diesen anderen, Besinnlichen nun ist Österreich am schönsten an einigen Orten, die inmitten von Landschaften liegen oder sogar diese Landschaften selbst sind, durch die der Strom der fremden Gäste braust. So ein Ort, um einen zu nennen, der meinem Herzen sehr nahe steht, ist der Wörther See in Kärnten. Vier Monate lang, den Juni, Juli, August, September hindurch, bleibt er für die sommerliche Fröhlichkeit schön, aber dann, im späten Herbst, wird er noch schöner für einzelne, die ganz arm und bedürfnislos sein dürfen, die nur empfänglich zu sein brauchen, damit an ihr empfindsames Herz die unsäglich stillen, durchsichtig klaren Tage über unerhört farbigem Laubwandel in den Uferwäldern rühren können, wenn sich die graublauen Gebirge in dem ruhigen, durch Menschenhaft und Menschenlust nicht mehr gestörten Wasser spiegeln. Schön wird die Gegend dann durch den Gegensatz zum vertauschten Sommer, wenn die Erinnerung an Boshörner und Motorlärm gegen das herbstliche Peitschenknallen und Druschgeklapper steht oder die wendigen, hellen Segelboote gegen die schweren, dunklen Holzflöße, die der Stadt das Buchenholz bringen, oder die braungebeizten Leiber der dem Wasser und der Sonne Hingeebenen gegen die von



Am Weißensee in Oberkärnten

Lichtbild: Dr. E. Hofmannik.

Natur aus noch brümmern Leibern der Tiere, die an den still gewordenen Ufern hin weiden.

Was herbstlich sonderbar ist, wird auf einmal schön. Es schor, aber auch so wenig bekannt wie die Höhen südlich von Graz, etwa im Straßgang herum, wo einem ein unermesslicher Teil der über Nebelhügeln verblauenden Südsteiermark eröffnet ist und wo man schon die ferne Adria ahnen kann. Der Ortsname besieht es einem, was man tun muß, um dort beschenkt zu sein: auf der Straße gehen, auf diesem wunderbaren Wege längs der niederen Höhen und sanften Lehnen, auf dem man sich in einem romantischen Zweifel, ob die Straße als die Fährte von glücklichen, wandernden Entdeckern bestehen blieb oder die Landschaft erst eigens für sie geschaffen wurde, kaum zurechtzufinden vermag.

Auf der Donau fahren, mitten zwischen Zeugen uralter Ge-

scheits hindurch (es muß nicht einmal die Wachau sein, wo das gegenwärtige Wort von selbst verstimmt), in Salzburgs ehrwürdiger Gassen gehen und den seltsamen Schauer fühlen, dessen Ursachen weit über die Tage Mozarts zurückreichen, auf einem seiner südlich anmutenden Plätze stehen oder droben auf der Höhenalzburg die Trennungslinie zwischen deutschem Süden und deutschem Norden fast körperlich fühlen, geschichtlichen Gestalten und Begebenheiten, wie sie Bauernkrieg, Türkens- und Franzosennot, weltliches Werk der Burgen und geistliches Werk der Klöster in Neuge schufen, nachspüren, nachträumen, im oberösterreichischen Steyr, im steirischen Stift Admont, in der kärntischen Bergstadt Obmünd, über deren Marktplatz der Tauernwind, von Gletschern und Almen ausatmet, herabweht — immer wieder ist die freudige Überraschung versucht zu rufen: Hier ist Österreich am schönsten!



Lichtbild: Dr. S. Hofmannitz.

Abendstimmung bei Krems an der Donau.

Aber jenem Glücke (man kann die heitere Ergriffenheit mit keinem besseren Namen benennen), das wie eine Erscheinung unvermittelt und unerwartet auftaucht, und das schließlich zu dem Urteile gehört, ja, dessen innerliche Stimme geradezu unerlässlich ist, um dieses endgültige Urteil zu beschweren, begegnet man an jenen schönsten Orten nicht; denn es gibt für mein Gefühl einen noch höheren Grad des „Am schönsten sein“.

Man muß an einem tauigen Morgen, wenn die Wiener noch schlafen und nicht wissen, wie ländlich grün und gottesstill ihre Stadt an manchen Stellen ist, im Belvederepark gewandelt sein, wenn die frühe Sonne in den hohen Fenstern des prunkhaften Gebäudes einen sonderbaren Schein erzeugt, als käme er aus einer übernächtigen Sitzung um Prinz Eugeni's, dem edlen Ritter, man weiß dann, wie gegenwärtig, wie lebendig und unsterblich dieses österreichische Barock ist. Oder

man muß im burgenländischen Eisenstadt, irgendwo auf der mäßig ansteigenden Hauptstraße, in der Nähe des Niesenschlosses der Esterházy, über das östliche, über das ungarische Land hin schauen, wo Wein und Getreide in unheimlichem Gedränge reifen und der Wind Zigeunermusik mit Geheul der Fuhrstabiliten und Rosstrappel vermischt, dann weiß man förmlich gefühlschaft aus den Tiefen des Blutes heraus, in dem die Ahnen mit den Jahrhunderten reden und rechen, um das Schicksal der Völkerscheidung, oder man muß in einem der tirolischen Ob- und Niesenthaler, wohin der Lärm dieser törichteren, sich so unendlich wichtig nehmenden Welt nicht mehr reicht, eine Woche lang unter ländlichen Leuten leben, deren Urformen des Daseins nicht anders sind als jene zu Zeiten Homers — dann weiß man um das Geheimnis der Ewigkeit von Mensch und Werk.



Der Affersee von der Madlschneid aus gesehen.

Sichtbild: Boglmayr.



Im Walser Tal.

Österreichische Alpen.



Maria Wörth am Wörther See.

Lichtbild: Dr. G. Hofmann.

Wie jedes Land auf Erden, ist Oesterreich dort am schönsten, wo seine Landschaft und seine Menschen einer tieferen, erhabeneren Sinn des nur scheinbar rein Gegenständlichen ausdeuten, dort, wo der Augenblick Ewigkeit, also das Vergängliche ein Dauerndes wird.

*

Nun möchte ich unter den Städten der acht Länder eine erwählen und in ihr alle übrigen auszudrücken suchen, welche nur ist es, in der man Oesterreich am deutlichsten fühlt? Es werden nicht wenige sagen: Das kann natürlich nur Wien sein. Ah nein, werde ich ihnen erwidern, Wien ist alt, groß und schön, aber reines Oesterreich ist es nicht. Es fehlen ihm ein paar Farben und Klänge, und es besäße sie noch immer nicht, würde es auch den Regenbogen und die Torleüter kaufen. Das ist nämlich sein Irrtum, daß es erst meint, mit Geld alles

zu erlangen. Dem weisen Armen aber wird für ein paar gute Worte nicht selten mehr geschenkt, als der Reiche für sein Vermögen kaufen kann. Das nur so nebenbei. Es werden andere sich für Salzburg entscheiden und wieder andere für Graz. Jeder hat recht für sich, antwortete ich ihnen, gegen das Urtheil der Liebe gibt es ja keinen Einspruch. Man vermag sich gewöhnlich die Neigung zu einer geliebten Stadt kaum zu erklären, ich aber kann es, wenn ich an Innsbruck denke, das mein Herz gefangen hat seit langem. In dieser Stadt ist vereinigt, was an Landschaft romantisch und erhaben ist, an Geschichte ehrwürdig und gut österreichisch, an Volkstum echt und gut deutsch. Für mein Gefühl gibt es in Oesterreich keine Stadt wider, die seinem tieferen Sinn im Kleinen getreuer entspräche als sie.

Heißt Klagenfurt die Stadt der Allen und Salzburg das



Sichtbild: Dr. S. Hofmannth.

Blic ins Pustertal.

deutsche Rom, paart sich der landschaftliche Reiz von Linz mit dem geschichtlichen Sinn des Stromes, an dem es liegt, ist Graz die Stadt des mittägigen Glückes und Eisenstadt ein letzter Gruß in östliches Geheimnisland hinein, ein Abschiednehmen des deutschen Westens, dem der Pustawind ein stummtes Lied der Steppe entgegenweht, dann ist Innsbruck ein — ja, was ist es denn nur? Wo soll man beginnen und womit soll man enden? Man hat das Gefühl, daß man sich überstürzen möchte in herzlicher Anrufung, und daß ein Letztes doch immer noch unausgesprochen bliebe; und gerade dies Nichtgesagte wäre das Eigentliche, Wesentliche. Es ist so wie bei einer ganz großen Liebe: Jeder Kuß, jedes innige Wort, sie sind nie eine Sättigung, sondern immer nur eine Sehnsucht nach einem nächsten Kuß, einem weiteren Wort. Wenn man Innsbruck sagt, und es geht vielen Menschen nach ihrem Geständnis nicht anders, dann hat das Herz immer noch etwas

auf der Zunge, es ist nicht im Ton zu bringen, man greift mit fastenden Fingern in eine geisterhaft belebte Luft, aber niemals gewinnt dieser allerletzte Wunsch Gestalt.

Man hat der tirolischen Stadt so manchen Beinamen gegeben: Stadt am Inn; es ist eine blasser landkundliche Feststellung; Stadt der Berge — mit wie vielen teilt sie die Lage inmitten des Gebirges! Und dies ist womöglich allein in seiner vereinsamen Erhabenheit vor Stein und Eis noch großartiger als hier die Nordette, die Gipfel der Stubai- und Ötztaler Berge, die Seilbahnen auf das Hafelekar und den Patscherkofel, die weltberühmten Schihänge und Sprungschanzen, die Kamine, Grate, Kare und Felsenwände, das große Um und Auf der Fremdenstadt, alles zusammen genommen. Man nennt Innsbruck bald eine Stadt der Studentar, bald eine Stadt der Fremden; aber weder die Jugend noch die nachsichtig und neugierig Schauenden bestimmen ihr Antlitz durch



Die Hohensalzburg.

Sichtbild: Dr. A. Defner.

einen wesentlichen Zug so sehr, daß es ihnen gleichen würde.

Alte, stille Gassen, urdeutsche Plätze, wunderbare Bürgerhäuser sind hier, und von dem Goldenen Dachl, dem Schloß Ambras, dem Herzensroman der schönen, glücklichen Philippine Welfer, dem Kaiser Maximilian auf der Martinswand, dem Andreas Hofer in der Hofburg lernen überall die Kinder in den deutschen Schulen. Und dennoch sträubt sich in uns etwas, Innsbruck eine alte Stadt zu nennen, denn sein Gestern und Heute sind eins geworden; dem Berg Isel zu Füßen, auf dem in jedem Gebüsch, in jedem Baum und Waldwinkel, in jeder Hügelfalte und Wiesenmulde eine Erinnerung an den grim-migen Andre Hofer zurückgeblieben zu sein scheint, daß man sich wie von leisen Schauern davon berührt fühlt, ja, buchstäblich zu Füßen der Berglehne, auf der damals die Stützen trachten und die Fahnen wehten, liegt eine junge und jüngste Stadt. Und man kann Innsbruck nicht neu nennen angesichts von ockergelben Mauern patinierter Häuser, barocken Erkern und noch älteren Hausfronten. Die Automobile fahren an geschmiedeten Fensterkörben vorüber, der Benzindampf schwängert die winkligen Plazeln, wo die herrlichen Lackeln von Anno neun den roten Tirolerwein tranken, so im Vorbeigehen zu irgendeiner Franzosen- oder Bayernhag; und dieser Tiroler schmeckt heute nicht anders, wie er damals geschmeckt hat.

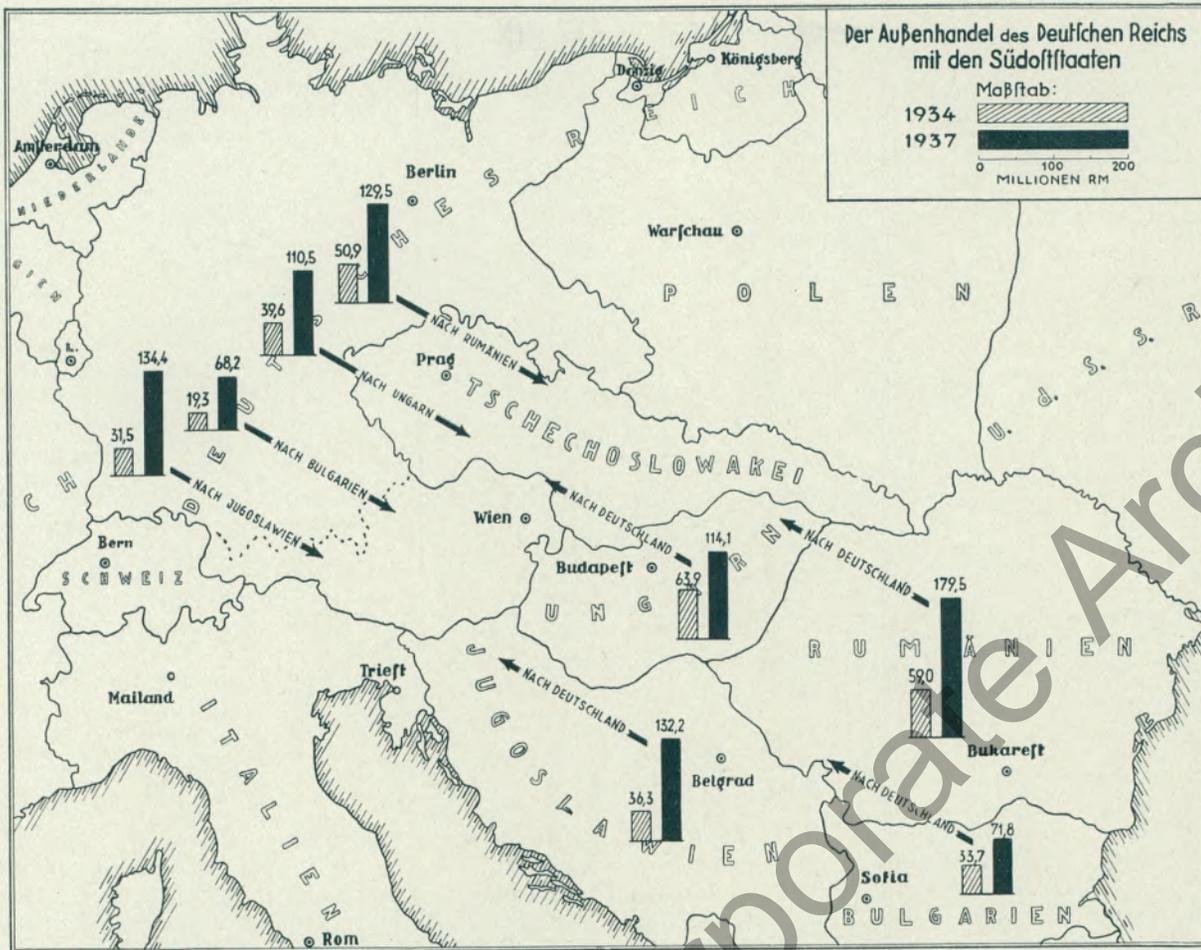
Was sind hundert Jahre für so eine wunderbare, langsam gewordene Stadt? Der Firn leuchtet seit Jahrtausenden gleich silbern. Die dünnen Linien der Seilbahnen, die Punkte der Bergstationen, die wechselnden Moden der Menschen, was

sind sie gegen die ewige Beständigkeit der umgewandelten Natur? Was bedeutet die Anhäufung der tausend elektrischen Lichter unten im Talgrund gegen das noch immer große Schweigen der Bergnacht, in der nur Stein, Schnee und Sturm geduldete Stimmen haben?

Ja, dies Beständige, Immerwährende, das man mit einer menschlichen Unterbietung Treue nennt, dies könnte vielleicht dieser geliebten Stadt einen Ehrennamen geben: Stadt der Treue; es klänge schön. Ist sie nicht treu dem deutschen Leide im fernerer Süden? Ist sie nicht treu ihrer Berufung, immer daran zu rühren und das Weltgewissen nicht eindämmern zu lassen? Ist sie nicht treu all den Vorzügen und Mängeln, die schließlich aus solcher leidenschaftlichen Liebe und Verteidigung natürlicherweise erwachsen müssen? Ist sie nicht treu der Treue?

Doch so schön dieser Ausdruck einer Lobpreisung wäre, endgültig ist auch er nicht. Er bezeichnet ein zu Unkörperliches, er gilt nur einem Zustand, wenn auch einem edlen Zustand. Der Zauber dieser Stadt aber geht so sehr durch die Sinne ein, er ist irgendwie so leiblich, daß man ihm ein festes, ein recht greifbares Wort schenken müßte.

Ist Innsbruck nicht ein großes, helles Zimmer, in das ein klares, unirdisches Licht von rätselhafter Herkunft kommt? Immerfort gehen beglückte Menschen hindurch; es ist voll von Luftzug, von Bewegung. Stadt der Vielen? Nein, lieber, freundlicher, doch nicht auszudrückender Geist, ruhe in dem einen, sich völlig genügenden Namen: Innsbruck. Wir wissen schon, was er bedeutet.



Die Ostmark, Mittler für den deutschen Handel nach dem Südosten.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Ostmark.

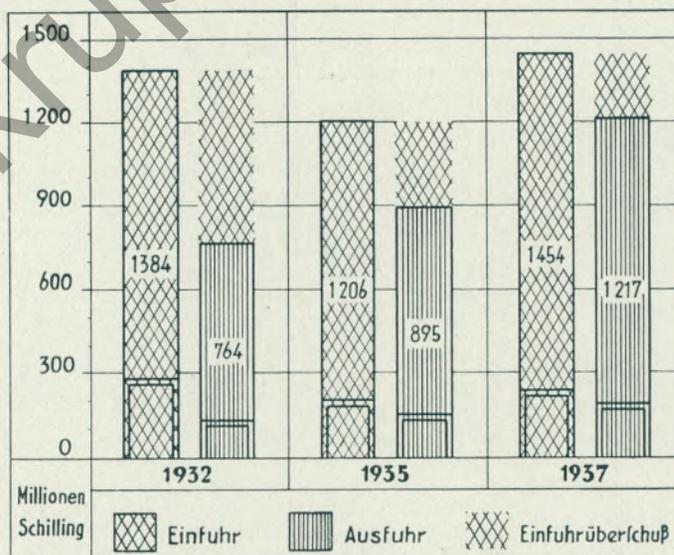
Von Dipl.-Jug. A. Bony WJ, Berlin.

Im allgemeinen denkt man bei der wirtschaftlichen Bedeutung der Ostmark in erster Linie an den Zuwachs von Rohstoffen und Agrarerzeugnissen, den die deutsche Wirtschaft zu verzeichnen hat und der wahrscheinlich größer ist, als man bisher angenommen hat. Zweifellos ist dieser Zuwachs sehr erfreulich, und wir werden auf ihn auch noch zu sprechen kommen. Jedoch erschöpft sich damit keineswegs die wirtschaftliche Bedeutung des Anschlusses, ja man kann der Meinung sein, daß sein größerer Wert in einer anderen Richtung liegt, der des Außenhandels.

Um das verstehen zu können, müssen wir uns kurz die deutsche Außenhandelslage ins Gedächtnis zurückrufen. Deutschlands notwendiger Einfuhrbedarf umfaßt Lebens- und Genussmittel, agrarische und industrielle Rohstoffe. Deutschland kann aber deren Einfuhr nur mit Waren, und zwar vorwiegend mit industriellen Ger-

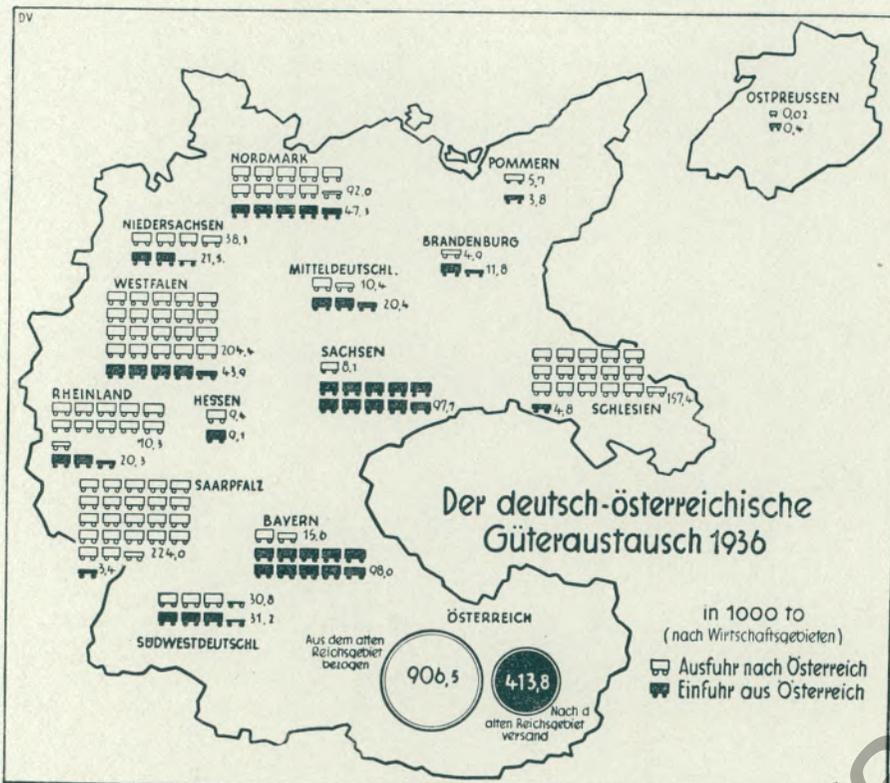
tigwaren, bezahlen, und es kann höchstens so viel einführen, wie dem Gegenwert seiner Ausfuhr entspricht. Es ist deshalb bei der Einfuhr auf die Länder angewiesen, die bereit sind, diese Regelung des Handels-

und Zahlungsverkehrs — eine Folge der verständnislosen Nachkriegspolitik seiner Gläubigerländer — anzuerkennen. Bei seinen Handelspartnern in Südosteuropa fand Deutschland Anerkennung und Bereitschaft, denn sie standen fast alle vor dem gleichen Zwang. Der Handelsverkehr mit Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien und Ungarn nahm daher seit der Verkündung des Neuen Plans im Jahre 1934 ständig zu. Während Deutschland Kunde für Agrarerzeugnisse, pflanzliche und mineralische Rohstoffe war, stieg die Nachfrage im Südosten nach deutschen Produktionsmitteln und industriellen Qualitätserzeugnissen von Jahr zu Jahr (Abb. oben).



Bilanz des österreichischen Außenhandels (die doppelt umrahmten Felder stellen den Anteil Deutschlands dar).

Die Wiedervereinigung



Die wirtschaftliche Verpflechtung des Landes Österreich mit den einzelnen deutschen Wirtschaftsgebieten.

Nach der Güterverkehrsstatistik der Deutschen Reichsbahn kann man sich ein anschauliches Bild davon machen, in welchem Umfange die österreichische Wirtschaft mit den einzelnen deutschen Wirtschaftsgebieten verflochten ist. Danach rollten im Jahre 1936 1,3 Millionen Tonnen Güter über die ehemals österreichisch-deutsche Grenze. Davon gingen rund 907 000 Tonnen aus dem alten Reichsgebiet nach dem Lande Österreich, und 414 000 Tonnen kamen aus Österreich. Dabei bestanden rund 72% der von Deutschland gelieferten Waren aus Steinkohlen und Steinkohlenkoks und kamen deshalb aus dem Ruhrgebiet, Saargebiet und aus Oberschlesien. Österreich lieferte vorwiegend Holz, Magnesia, Eisenerz, die vorwiegend in die Industriegebiete gingen, und Milch und Milchzeugnisse sowie Eier und lebende Tiere.

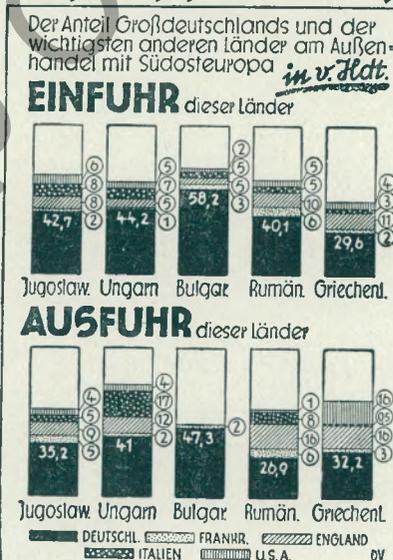
Österreichs mit dem Deutschen Reich hat nun die deutsche handelspolitische Stellung im Südosten wesentlich verbessert. Österreich stand bisher als Lieferant für Industriewaren und Abnehmer von Agrarerzeugnissen im südosteuropäischen Außenhandel hinter Deutschland und Italien meist an dritter und vierter Stelle, so daß der großdeutsche Anteil 1937 schon durchschnittlich 37,4% der Ausfuhr nach den Ländern Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien und Ungarn und 45,6% der Einfuhr aus diesen Staaten betrug. Das zeigt nebenstehende Übersicht. Es ist auch anzunehmen, daß die Anteilsgröße weiterhin wachsen wird, denn einmal wird der deutsche Bedarf an Gütern der südosteuropäischen Volkswirtschaften durch die Wiederbelebung der österreichischen Wirtschaft ansteigen, und andererseits hat sich bereits jetzt der deutsch-südosteuropäische Güteraustausch bei abnehmendem Welthandelsausmaß als krisenfester erwiesen als der Handel Südosteuropas mit devisenstarken Ländern, wie England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, denn die Volkswirtschaften Deutschlands und Südosteuropas sind in Erzeugung und Bedarf so aufeinander abgestimmt daß auch im Zahlungsverkehr keine erheblichen Reibungen entstehen.

Seit dieser umfangreiche Warenaustausch den Landweg benötigte, konnte er bisher nur unter Inanspruchnahme der Verkehrseinrichtungen dritter Staaten vor sich gehen. Das erforderte einen erheblichen Mehraufwand an Devisen, denn gerade die Güter aus Südosteuropa wurden meist nur frei Landesgrenze geliefert, und ab-

gesehen von verkehrstechnischen Hemmnissen, die sich hin und wieder ergaben, war der Gütertransport auch machtpolitischen Einwirkungen von Staaten ausgesetzt, deren Einstellung Deutschland gegenüber bisher keineswegs freundlich war. Dieser Zustand hat sich jetzt durch den Anschluß von Österreich geändert: Wir haben jetzt einen unmittelbaren Weg zu den uns befreundeten südosteuropäischen Ländern; ein Block wirtschaftsverbundener Länder ist entstanden, der von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis zur Adria reicht; ein weitverzweigtes, gut ausgebautes Straßen- und Eisenbahnnetz und ein bequemer Wasserweg bieten die Gewähr, daß sich der Güterverkehr innerhalb dieses Raumes sicher, schnell und mit dem geringsten Kostenaufwand abwickelt. Wien, als der Vorposten der großdeutschen Wirtschaft im südosteuropäischen Raum, wird damit wiederum seine alte Stellung erhalten, die es als Verkehrs- und Finanzmittelpunkt Jahrhunderte hindurch innehatte.

Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Seite des Anschlusses Österreichs läßt sich nicht in Zahlen wiedergeben; daß sie aber für die Wirtschaft von Gesamtdeutschland von weittragendem Wert — auch in etwaigen Krisenzeiten — sein wird, dürfte unbedingt sicher sein, besonders wenn noch die neugewonnene unmittelbare Verbindung mit dem italienischen Wirtschaftsraum berücksichtigt wird. Auch ist durch die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich in Südosteuropa ein gefährlicher politischer Krisenherd beseitigt, wodurch die Voraussetzungen für

Großdeutschland im Südosten



Deutschland hatte im alten Reichsgebiet im Jahre 1937 eine Gesamtausfuhr von 5,9 Milliarden RM., davon ging nahezu ein Zehntel nach Südosteuropa. Österreich lieferte etwas weniger als ein Sechstel seiner Gesamtausfuhr von 810 Millionen RM. nach Südosteuropa. Das Bild zeigt, daß die großdeutsche Wirtschaft in dem südosteuropäischen Handel weitaus an erster Stelle steht und daneben nur England und in einigen Ländern Südosteuropas noch Italien in größerem Umfange als Handelspartner auftritt.

Jugoslawien, der neue Nachbar im Südosten.

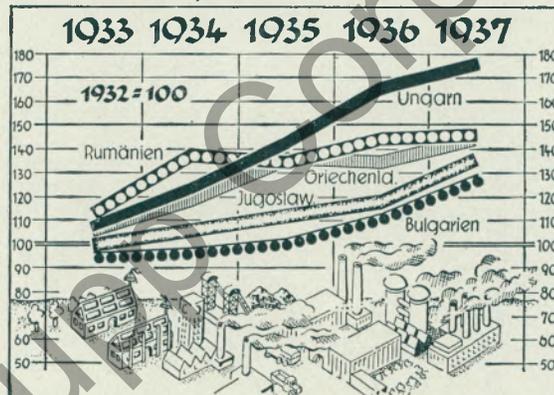
Die epochalen Ereignisse der letzten Wochen, welche die Heimkehr der deutschen Ostmark ins Reich zur Folge hatten und damit auch Jugoslawien zum neuen Nachbarn des Dritten Reiches machten, wurden von Jugoslawien freudig begrüßt. Die direkte Grenzziehung mit Jugoslawien hat für beide Staaten große Bedeutung, insbesondere in handelspolitischer Beziehung, denn beide Länder ergänzen sich in bester Weise. Deutschland ist der wichtigste Lieferant von Industrieerzeugnissen, während die jugoslawische Wirtschaft in der Lage ist, industrielle und landwirtschaftliche Rohstoffe zu liefern. Vor allem ist es der Erzreichtum Jugoslawiens (Eisen, Mangan, Chrom, Bauxit, Antimon, Kupfer, Blei, Zink), der eine der wichtigsten Grundlagen für den beiderseitigen Handelsverkehr darstellt.



ein freundschaftliches Nachbarchaftsverhältnis zu allen südosteuropäischen Staaten geschaffen wurden. Dies wird zweifellos eine enge wirtschaftliche Zusammenarbeit noch mehr fördern und damit einen günstigen Einfluß auf eine beständige und nachhaltige Entwicklung des Handelsverkehrs ausüben.

Nun ist es aber keineswegs so, daß die Vorteile aus dieser neuen Gesamtlage lediglich der deutschen Wirtschaft innerhalb der alten Reichsgrenzen zugute kämen, vielmehr ist Österreich in mindestens dem gleichen Ausmaß an ihnen beteiligt. Denn nun erst erhält seine alte Bestimmung, Vorposten und Tor gen Osten zu sein, wieder Sinn und Inhalt. Man muß bedenken, daß Österreich durch die unsinnige Zerschlagung des alten österreichisch-ungarischen Reiches seine Existenzgrundlage verloren hatte. Denn das alte Österreich-Ungarn hatte eine vielseitige Arbeitsteilung und innige Verflechtung aller seiner Glieder ausgebildet und war dadurch fast ganz vom Weltmarkt unabhängig; seine Hauptstadt Wien war das finanzielle Zentrum und die wirtschaftliche Verteilungsstelle in diesem Raum. Der Friedensschluß nahm ihm diese Stellung und ihre Aufgaben; übrig blieb ein nunmehr riesig übersehener kommerzieller und industrieller Verwaltungsapparat in einer Stadt, die ein Drittel der gesamten Landeseinwohner beherbergte; übrig blieb ferner eine weitgehende Abhängigkeit von ausländischer Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhr und der Zwang, neue Abnehmer für die in den ehemaligen Reichsgrenzen nicht mehr abzusetzenden Ausfuhrwaren zu suchen. Das Ergebnis dieser, von ausländi-

Bewerbliche Produktion in Südosteuropa



Wie alle Agrarländer, so sind auch die osteuropäischen Staaten bemüht, sich eine eigene Industrie zu schaffen. Nach überschlägigen Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung ist die Gütererzeugung der Industrie in Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und Griechenland von 1927 bis 1937 um rund 44% gewachsen. In den übrigen Teilen Europas beträgt die Zunahme in dem gleichen Zeitraum nur 16%. Trotzdem darf man diese Produktionsentwicklung nicht überschätzen; wenn diese fünf Länder im Jahre 1928 nach rohen Schätzungen mit rund 2% am Wert der europäischen Industrieproduktion beteiligt waren, so hat sich der Anteil bis 1938 höchstens auf etwa 2,5% erhöht. Auch je Kopf der Bevölkerung berechnet, ist die Industrieproduktion in Südosteuropa noch immer erheblich geringer, und die großdeutsche Wirtschaft hat noch umfassende Möglichkeiten, ihre Industrieerzeugnisse in Südosteuropa abzusetzen.

des Krieges so weit überwunden hatte, daß es einen Überschuß der Geburten über die Sterbefälle in Höhe von rd. 7 je 1000 der Bevölkerung erreichte, sank dieser Wert unter dem Druck der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse und der zunehmenden Arbeitslosigkeit bald rapide ab; ja, seit 1935

schen Kapitalgruppen ausgenutzten Zwangslage war, daß Österreichs Außenhandelsbilanz immer passiv blieb (Abb. S. 16 f. unten), und daß es mangels energischer wirtschaftspolitischer Selbsthilfemaßnahmen gezwungen war, seine Zuflucht zu ausländischen Darlehen zu nehmen, mit denen man wohl einige Symptome der Krankheit vertuschen, aber niemals ihre wahren Ursachen beseitigen konnte. Alles das ist jetzt für Österreich überwunden. Es hat wieder Anschluss gefunden an eine große und gesunde Volkswirtschaft. Dadurch ist nicht nur der notwendige Ausgleich auf dem Binnenmarkt sichergestellt, sondern Wien als der Vorposten der großdeutschen Wirtschaft wird auch wieder in seine alte Mittlerrolle eintreten, wenn auch mit veränderter Zielrichtung.

Mit dieser Rückkehr zu einer alten großen Tradition wird auch der notwendige Umschwung in bevölkerungspolitischer Hinsicht erleichtert und damit wieder ein wirtschaftliches Aktivum geschaffen werden. Denn wir wissen heute alle, daß der Grundstein jeder nationalen Wirtschaft die Arbeitskraft eines Volkes ist, d. h. seine Bevölkerungszahl. Nun war aber Österreich vor dem Anschluß infolge des Unsinns der Friedensverträge ein Land mit langsam aussterbender Bevölkerung. Denn nachdem es bis zum Jahre 1925 die Folgen

war Österreich fast das einzige europäische Land, das mehr Sterbefälle als Geburten zu verzeichnen hatte.

Der durch den Geburtenrückgang bewirkte Unterdruck der Arbeitskraft war für Österreich um so gefährlicher, als ihm jenseits der südlichen und südöstlichen Grenze Räume mit ausgesprochenem Überdruck der Arbeitskraft gegenüberstehen. In Südosteuropa kommen 78, in Italien sogar 90 Menschen auf einen Quadratkilometer landwirtschaftlicher Nutzfläche. Diese Menschen beanspruchen einen für mitteleuropäische Begriffe niedrigen Lebensstand; ihnen steht Österreich mit etwa 47 Menschen je Quadratkilometer landwirtschaftlicher Nutzfläche, mit einem klaren Abstand in Siedlungs- und Berufsstruktur, in Wirtschaftsform und Lebenszuschnitt gegenüber. Es ist klar, daß diese Unterschiede in Arbeitskraft und Lebensraum wirtschaftliche Spannungen zur Folge hatten.

Daß diese Gefährdung jetzt nach der Heimkehr Österreichs ins Reich beseitigt werden wird, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es ist ja bekannt, daß die Reichsregierung dazu ein umfangreiches Programm von Maßnahmen aufgestellt und zum Teil bereits in Angriff genommen hat, mit deren Durchführung unseren neuen Volksgenossen vor allem Arbeit, Brot und eine Erhöhung des Lebensstandes sichergestellt werden soll. Das Programm baut auf den natürlichen Gegebenheiten Österreichs auf, die es — gleichlaufend mit dem übrigen Deutschen Reich — als ein Industrieland mit bedeutender Landwirtschaft kennzeichnen. Dabei kommt der letztgenannten in Österreich ein noch größeres Gewicht zu als im sonstigen Reich. Nicht weniger als 32% der Erwerbstätigen der Gesamtbevölkerung entfallen in Österreich auf die Land- und Forstwirtschaft, gegenüber etwa 29% im übrigen Deutschland (bezogen auf das Deutsche Reich vor dem Zusammenschluß). Dagegen beträgt der Anteil von Industrie und Gewerbe in Österreich rd. 37% der erwerbstätigen Bevölkerung, im übrigen Deutschland dagegen etwa 41%. Bemerkenswert ist übrigens, daß in Österreich die Zahl der industriellen Großbetriebe verhältnismäßig gering ist, denn etwa 87% der in Industrie und Gewerbe Tätigen sind in mittleren und kleinen Betrieben beschäftigt.

Innerhalb von Industrie und Gewerbe finden sich die höchsten Beschäftigtenzahlen im Bergbau, in der Eisen-, Metall- sowie in der Textil- und Bekleidungsindustrie. Das weist darauf hin, daß Österreich keineswegs arm an Bodenschätzen ist; wie die Abbildung zeigt, wird Stein- und Braunkohle gefördert, die erstgenannte bisher allerdings nur in be-

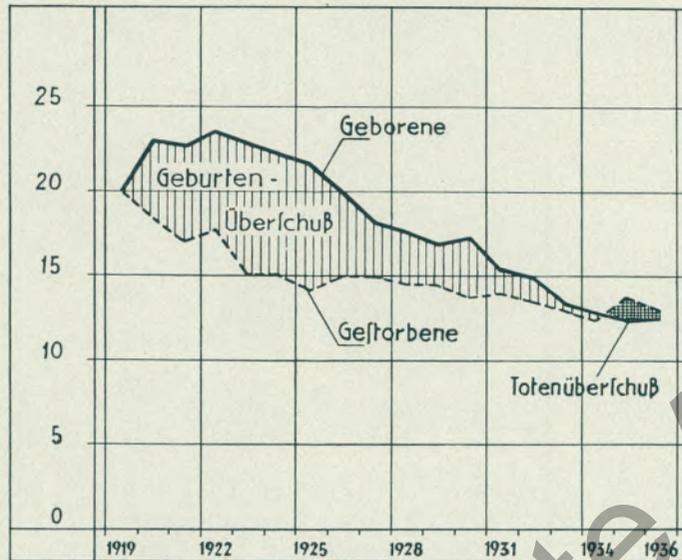
scheidenem Ausmaß. Auch die Gewinnung von Erdöl ist in den letzten Jahren vorangekommen. In den Alpen finden sich Blei-, Zink-, Silber- und Kupfererze und vor allem Eisenerz, das den Grundstock zu der österreichischen Hütten- und Maschinenindustrie bildet.

Ihre Hauptorte sind Steyr, Eisenerz, Hiefau, Bruck, Klagenfurt, Graz, Wiener-Neustadt und Wien. Hier findet sich auch eine lebhaftere Textilindustrie, die vorwiegend Jute und Baumwolle (Rohstoffzufuhr!) verarbeitet. Erwähnen wir schließlich noch, daß auch die Holz- und die Glasindustrie beträchtlich sind, so haben wir damit in Umrissen einige der vielfältigen industriellen Möglichkeiten Österreichs gezeigt, die nach den langen Jahren der wirtschaftlichen Unvermunft nunmehr aufblühen.

Neben einer überdurchschnittlichen Erweiterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche und damit unserer Ernährungsgrundlage bietet Österreich auch dem Gebiet der Erzversorgung eine beachtenswerte Bereicherung unserer eigenen Erzvorkommen, denn es ist ja bekannt, daß unsere eigenen Lager unseren Erzbedarf nur unter Aufbietung großer technischer Anstrengungen zu decken vermögen. Sehr wichtig ist auch die Magnesitgewinnung Österreichs, die ungefähr die Hälfte der Weltförderung ausmacht und Rohstoff für die rasch an Bedeutung gewinnenden Magnesiumlegierungen (Leichtmetall) liefert. Ungünstiger sieht es dagegen mit der anderen Grundlage jeder Industrie, der Kohle, aus, bei der Österreich bisher auf die Einfuhr angewiesen war. Allerdings bieten reiche und gut ausgebauten Wasserkraften einen weitgehenden Ausgleich für die fehlende Wärmekraft, — ganz so ersetzen vermögen sie sie bisher jedoch nicht.

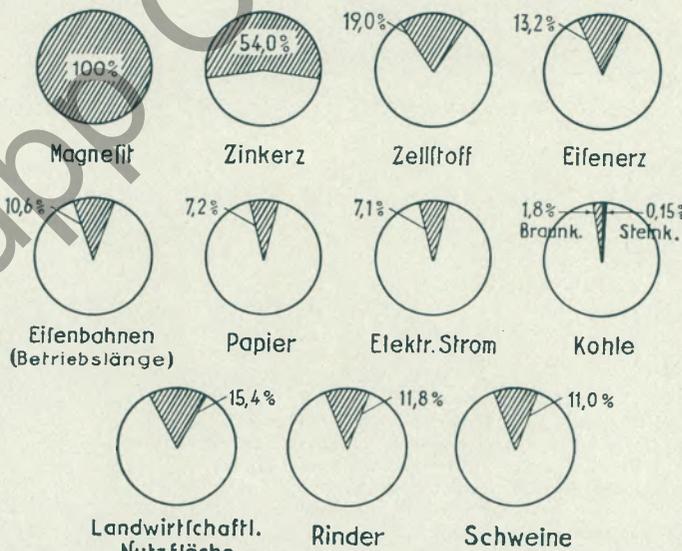
Wenn wir hier versucht haben, in kurzen Zügen die wirtschaftliche Bedeutung und Verflechtung Österreichs zu schildern, so war es natürlich nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Eins aber ist sicher: Die Wunden, die der Wirtschaft des jüngsten deutschen Landes durch Unvernunft und Haß geschlagen worden sind, werden durch die neuen und kräftigen Blutströme Großdeutschlands bald geheilt sein. Umgekehrt wird

auch Deutschlands wirtschaftliche Kraft durch die Vereinigung mit der Ostmark wachsen, wenn es erst und hoffentlich bald gelungen sein wird, die vielen Hemmnisse zu beseitigen, die der vollen Entfaltung von Österreichs Wirtschaftskraft von innen und nach außen entgegenstehen.

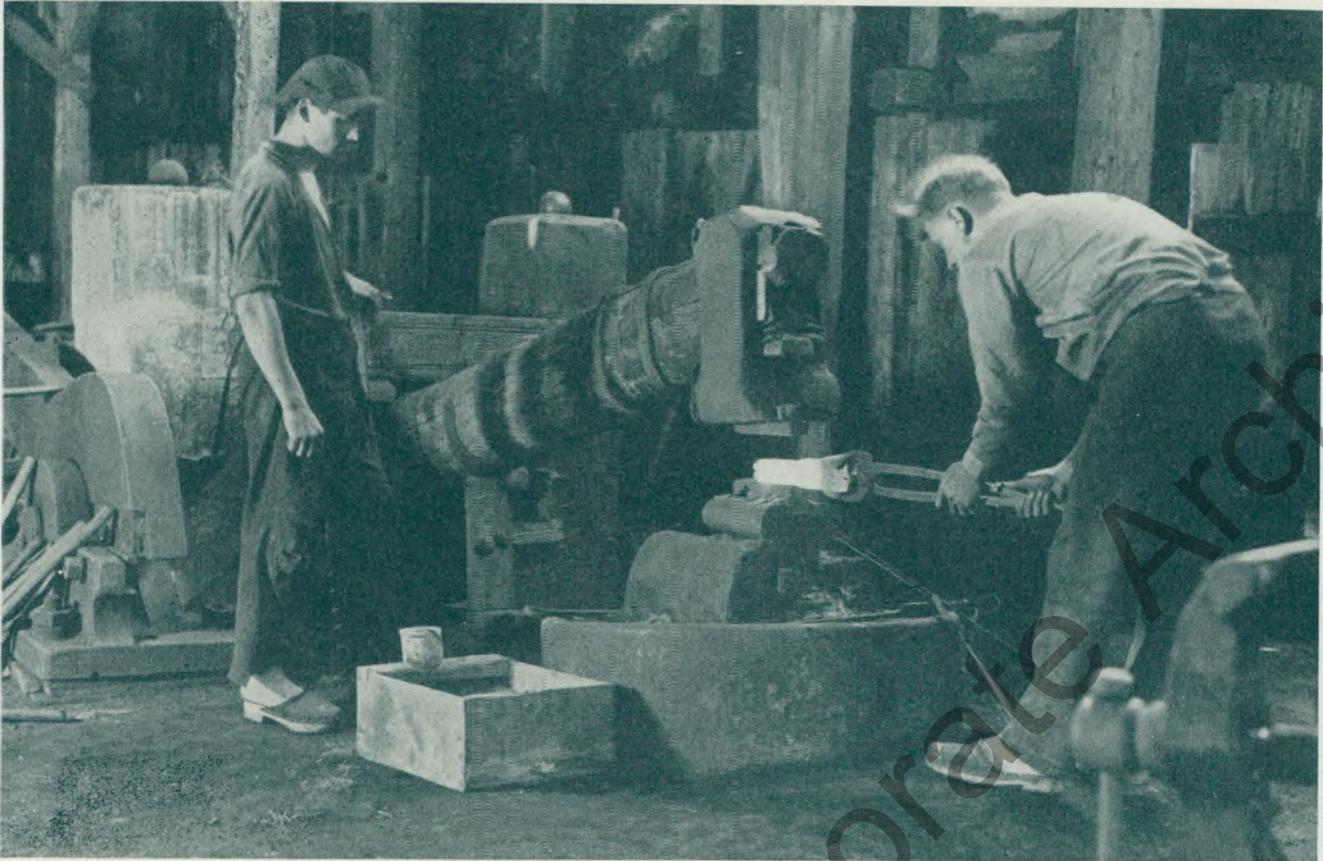


Die Bevölkerungsbewegung in Österreich

(Angaben je 1000 der Bevölkerung)



Rohstoffvorkommen und Industriewirtschaft in der Ostmark



Vom steirischen Eisen.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Hans Klopfer.

Vom steirischen Eisen will ich erzählen und wie man es seit Jahrtausenden ergraben, geschmolzen, gehämmert, gestreckt und geschmiedet und ins Land verführt hat. Und Bilder vor Augen führen, die zeigen, wie im Laufe der Jahrhunderte der Bergsegen der Grünen Mark aus Funden der Frühzeit in funktgemäßer Entwicklung zu reichem Nutzen weitem im Lande gediehen ist. Einfachste Zweckmäßigkeit in den ersten Anlagen, zunehmender Ausbau derselben bei wachsender Erkenntnis für Gewinnung und Verwertung, die Anlage neuer Handelswege zu Wasser und zu Lande, dringende Forderungen der Zeit in Krieg und in Frieden, und nicht zuletzt die früh und stetig geübte Fürsorge der Landesherren um ihr Kammergut haben dem Eisenwesen der Steiermark eine Quelle von Wohlstand erschlossen, die nimmer versiegt ist. Eine reichgegliederte Kette ist es, die aus Anfängen der Urzeit hinaufreicht bis zur gewaltigen Schwerindustrie unserer Tage. In sie gefügt, an sie gebunden sind Zeiten des Auf- und Niederganges, die Schicksale von Geschlechtern in frohen und trüben Tagen. Was im Strome der Zeiten allem Menschen-



Steirische Holzknechte in ihrer uralten Tracht. Diese machten das für die Kohleerzeugung nötige Holz in der weiten Umgebung der Schmelzöfen fällen und gehöckten wie die Knappen zu den Eisenwerken. (Aquarrellerter Stich um 1820.)

werk beschieden ist an Hoffnungen und Rückschlägen, an Förderung und Hemmung, an Einsicht und Blindheit, an Wohlwollen und Mißgunst, an landesherrlicher Huld und wechselnder Eignung der Behörden, an Fragen der Politik, der Religion und an persönlichen Einflüssen — es ist nicht spurlos am steirischen Eisenbergbau und seiner Geschichte vorübergegangen. Davon melden Archive und Registraturen und ein überreiches Schrifttum bis in die jüngste Zeit.

Wohl waren schon von alters her Lagerstätten des kostbaren Erzes in der Steiermark bekannt. Aber alle überragte von jeher an Adel der Erze und Ergiebigkeit der Erzberg zwischen Inner- und Vorderberg. Das rege Leben um ihn konnten stürmische Zeitläufte, wie die Einfälle der Osmanen von Osten her, wohl vorübergehend stören, doch nie dauernd unterbrechen. Auch die religiösen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts haben ihm nicht so tiefe Wunden geschlagen wie im Kärntner oder Salzburger Land. „Wie sehr auch in den ebenfalls mit Mineralschätzen gesegneten Nachbarländern deutscher Zunge die Geschicke des Bergbaues wechseln,

wie tief derselbe dort auch alle Eindrücke der geschichtlichen Ereignisse in sich aufnehmen und wie schmerzlich er darunter leiden mußte: ruhig, stark und gleichmäßig pulst fort und fort in den Erzadern der steirischen Berge ein geordnetes bergmännisches Leben.“ Diese Worte Dr. F. X. Hubeks in seinem dem Andenken des Erzherzogs Johann Anno 1860 gewidmeten Werke „Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark“ gelten im großen und ganzen, von wirtschaftlichen Schwankungen abgesehen, auch noch heute. Fast scheint es, als ob der Alpenländer schon von Anfang an mit seinem geruhigen Suchen und Schauen, mit seiner gedringenen Kraft, mit seinem zähen Fleiß ganz besonders zum Erzbergmann geeignet wäre, etwa wie heute der windische Krainer zum Koblenbergbau.

Lange schon, in der Vorzeit, die trotz ihrer blühenden Unberührtheit die graue genannt wird, haben Mythe und Sage einen Kranz ums steirische Eisenwesen gewoben und so noch vor dem Zwielficht der ersten Urkunden die Höhen des Erzbergs überleuchtet. Von saligen Bergfrauen geben sie Kunde, vom Wassermann im Leopoldsteiner See, vom wilden Gjad, das in schwarzen Sturmnächten vom Pfaffenstein herniederbraust, bis zu den Benedigermandeln, von denen noch unsere Großväter erzählten. Am treffendsten aber hat die Volksweisheit den alten Bergsegen späterhin in die Sage vom Berggeist gekleidet, der den Siedlern um den Erzberg „nach der Vertreibung der Römer“ Goldadern auf ein Jahr, Silberminen auf zwanzig Jahre oder „Eisen auf immerdar“ versprach. Und sie haben Eisen gewählt. Welcher Segen aus dieser Wahl unserer Steiermark durch die Jahrhunderte erflossen, das ist in umfassender und erschöpfender Darstellung niedergelegt und wird in seiner Entwicklung und Auswirkung auf die Wirtschaft unserer Tage durch neue Forschungen noch immer weiter aufgeschlüsselt. Darüber zu schreiben ist Sache des Fachmannes. Wenn ich vom

steirischen Eisen rede, nicht als Berufener, wohl aber als vertrauter Freund der Heimat und ihrer reichen Güter, so geschieht es, weil mein eigenes Leben von Kindheit an immer wieder verflochten blieb in die anschauliche Regsamkeit seiner Werkstätten.



Älteste Darstellung eines Hammermeisters.

Nicht nur die Werke der Schmiedekunst berichten uns von dem Kunstsinne der alten Gewerke. In der Pfarrkirche vor St. Martin bei Knittelfeld ist uns in einer Gewölbemalerei die älteste Darstellung eines Hammermeisters erhalten geblieben. Es handelt sich wohl um den damaligen Eigentümer des Wasserleithammers, der dies Gewölbe ausräumen ließ. Das Bild zeigt den Meister in seiner eigentümlichen Tracht und mit allen Erzeugnissen, die aus seinem Stahl gefertigt wurden.

Da lag zu Füßen meines Heimatortes Eibiswald das allerberühmteste Stahlwerk. Aus Sensenschmiede und Hammerwerk hatte es sich im Verlaufe von mehr als zwei Jahrhunderten zum weitläufigen Hüttenwerk moderner Schwerindustrie gestreckt. Noch pochte wohl am alten Fluder des Saggaubaches ein alter Schwanzhammer eigenstimmig sein dumpfes Lied. Aber unter den hohen Hüttenächtern klirrten Tag und Nacht die Walzenstraßen, die Zentnerwucht der Dampfhammer „von der Firma Körösi in Graz“, wie ich andächtig las, fiel schwer und gediegen auf butterweiche glühende Blöcke. Da hoben im Gußstahlwerk je zwei Männer in Ledermasken und Schurzellen die schweren Ziegel an gewaltigen Zangen aus dem Ofen, um den flüssigen Stahl in die Formen zu gießen; und der Abstieg des Martinofens bot besonders zur Nachtzeit ein phantastisches Bild, wenn die weißglühende Flut in die gewaltige Pfanne schoß. Eibiswalder Stahl genoß hohen Ruf. Feine Stangen wurden in schmale Kisten verladen, darauf schon in türkischen Schriftzeichen Damaskus als Bestimmungsort eingebrannt war.

Freilich: Die Wege vom Roheisen zum Edelftahl waren damals recht lange. Da wurden die „Glossen“ aus den Eisenerger Hochöfen von Wies von schweren Hengsten „per Ur“ über den Wiesberg zum Hüttenwerk verführt, und den gleichen Weg gingen die Erzeug-

nisse wieder zurück, hinaus in die weite Welt.

Was die Dampfhammer drunten „im Werk“ so dumpftraulich in meine Kinderträume pochten, was in der Schul- und Studienzeit als erregendes, großartiges Schaustück immer

wieder besucht oder Fremden gezeigt wurde, es gewann mit den Jahren an Umfang und Tiefe im Begriffe vom steirischen Eisenerzen. Das war für mich im steirischen Volkstum beschlossen, ungerufen, naturgemäß, noch ehe ich diesen Besitz durch Bücher und Schrifttum weiter schätzen lernte. Mein ursprüngliches Verlangen, das Gewordene aus dem Werden zu verstehen, wachsen zu sehen, mir die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, kurz, ein unbestimmter historischer Sinn klärte mit der Zeit die Vorstellungen zu scharfen Bildern. Der steirische Erzberg wuchs ins Licht, mächtig und segenspendend seit Jahrhunderten, Eisenerz und Vorderberg traten aus dem Bilderreigen der Heimat bedeutsam hervor als altberühmte Stätten adeligen Handwerks, die im Wechsel der Zeiten immer wieder ihre überragende Stellung im Wirtschaftsleben der Steiermark behaupteten.

Die Eisengruben der Laurisker als Fundstätten des gesuchten Minerals mit ihren uralten Windöfen wuchsen aus zu den Stücköfen der Römerzeit und endlich zu den Hochöfen der Hammerherrenzeit. Der Glanz ihrer stolzen Würde und das regsame Leben im Banne des Erzbergs mit all den hundert Wegen, auf denen weitem im Lande Handel und Wandel ihren Nutzen suchten, sie rundeten sich in mir mit wachsender Überschau zu einem weiten, ehrenalten Bilde menschlichen Fleißes, das in den gewaltigen Anlagen der modernen Großindustrie seine zeitgemäße

Zusammenfassung fand. Denn zum ahnungsvollen Erkennen war längst das bewundernde Schauen getreten. Den Erzberg hatte ich überwandert, Donauis und Zeltweg waren mir aus dröhnender Wirtsal zum sinnvoll gegliederten Wunderwerk menschlicher Arbeit geworden. Unendlich reich und farbig stand nun vor mir, was als „Eisen auf immerdar“ die Sage versprochen. Krieg und Frieden, Politik und Weltanschauung, Landeshoheit und Eigenmacht, Werden und Vergehen der Geschlechter hatten in dies Bild ihre zeitbedingten Züge eingetragener.

Dazu kam noch, daß

mit dies Schauen, Erkennen und Wissen zum Schicksal meiner Mannesjahre geworden ist: Nach Jahren klinischer Arbeit bin ich Werksarzt der Alpinen Montangesellschaft geworden, in Köflach, am Fuße der Stubalpe. Da war die

große Eisenhütte Pichling im vollsten Betriebe. Die mächtigen Braunkohlenflöße des Köflach-Boitsberger Beckens waren die Kraftquellen für das Eisenwerk. Mit der Übernahme der gesamten Industrieanlagen durch die Alpine Montangesellschaft im Jahre 1881 setzte ein großzügiger Ausbau des Werkes ein, der nach dem großen Brande vom 22. April 1887 mit der Errichtung der „Neuen Hütte“ seinen Abschluß fand. Damals galt die Eisenhütte Pichling als der größte überdachte Raum in Steiermark.

Ein Zweig, allerdings ein altadeliger, steht neben diesen Hochburgen moderner Großindustrie noch immer in Blüte, wenn auch sparsamer als zur Zeit unserer Väter. Es sind die Sensen- und Sichelschmieden und die vorwiegend oberösterreichischen Kleineisenindustrien der Messerer und verwandter Berufe. Sie hat in unserem Tal ihr Heim in der altberühmten Sensenschmiede auf dem Krenhof in der Gemeinde Gradenberg. Die Sensen von Krenhof gehen heute noch weit über Oesterreich in die ganze Welt hinaus. In alle Staaten Europas mit Ausnahme Russlands liefert das Werk seine gesuchte Ware, aber auch nach den

Vereinigten Staaten, nach Kanada, nach Nordafrika (Tunis), ja neuerdings bis nach Indochina. Es ist der Adel der Handarbeit, den die summe reichste Maschine nicht zu ersetzen vermag. Denn bis die Sense marktfertig ist, geht sie durch mehr als zwanzig Händepaare, die in feinst abgestufter Arbeitsteilung eine Vollendung in Bild und Wert erzielen, daß auch das scharfe Auge des Werkschherrn keinen Tadel an ihr entdecken kann. Es ist für den Laien schwer zu verstehen, daß ein so typisches Gerät wie eine Sense je nach ihrer Bestimmung (für Futter, Getreide, Streu usw.) in mehreren hundert Formen verlangt und auch tatsächlich geliefert



Bergknappe aus Eisenerz in der Tracht, die noch heute von den Bergoffizieren, Hutleuten und Bergoffizianten getragen wird. (Aquarellierter Stahl um 1820.)



Reste einer mittelalterlichen Schmiede am Erzberg.

Von der Römerzeit bis zum 12. Jahrhundert fehlt uns jedes Zeugnis über die Eisengewinnung in der Steiermark. Doch von dieser Zeit an liefern sich die Nachrichten von der vielseitigen Nutzung des Eisenerzes im ganzen Lande. So wurden südlich des Erzberges bei Vorderberg-Altmarkt die Grundmauern zweier Häuser ausgegraben, die als mittelalterliche Schmieden festgestellt werden konnten. Auf dem Bilde sind die Reste dieser Schmiede zu erkennen. Die weißen Linien kennzeichnen den Grundriß des Gebäudes und die Reste einer großen kreisförmigen Esse, welche Platz für mehrere Feuerstellen bot. Die erst 1929 aufgedeckten Schmieden sind die ältesten bisher bekanntgewordenen Werkstätten in der Umgebung des Erzberges.



Hochofen
aus
dem Jahre 1768
in der Nähe
von Hüttenberg.

Lichtbild: Debus.

wird. Zweihundert Sensen bilden als Masseinheit ein „Lage-
werk“. Das Werk erzeugt heute täglich etwa zwölfhundert.
Was sonst diesem ehrsamem Handwerk aus alter Zeit noch an
Brachtum und Sitte anhängt, bringt in seine ohren-
befüllende, schwarzrußige Welt einen traulichen Einschlag
der alten Zeit, die man, oft auch mit Recht, die gute nennt.

Von den Sensen- und Sichelhämmern führt ein gerader
Weg zurück in jene Glanzzeit steirischen Eisenwesens, die
gemeinhin als Hammerherrenzeit zu allen Zeiten begeisterte
Schi derer fand. Daß aber auch in diesem Bilde nahe den
hellen Lichtern auch ernste Schatten nicht fehlten, erfahren
wir in treuester Unmittelbarkeit aus den schlichten Aufzeich-
nungen, die die Vorderberger Gewerkschaftsfrau Elisabeth
Stampferin in ihrem Hausbuche über die Jahre 1666 bis 1694
geführt hat. In drei Blättern kam der Hammeradel seiner

Sorge ums steirische Eisenwesen nach, in den Radmeistern,
Hammerherren und Eisenverlegern dies- und jenseits des
Erzbergs. Ihre Aufgaben sind bekannt. Solange der Werks-
herr sein Radwerk und Blähhaus „mit eigenem Rücken“, am
Orte seines Besitzes, betreiben mußte, hatte er seinen Ar-
beitern außer dem Lohn auch einen großen Teil ihres Lebens-
bedarfes beizustellen. Daher gehörte neben einem weiten
Forstbezirk für die Holzkohlengewinnung auch eine ausge-
dehnte Landwirtschaft mit Feldern, Viehzucht und Almwirt-
schaft dazu. Inmitten dieser kleinen, regsamen, rußigen, wald-
umfangenen Welt waltete der Radmeister als großmächtiger
Herrgott. Solange bei guten Zeiten ein blühender Umsatz
seine Sorgen und Mühen lohnte. Das brachte viel Geld ins
Haus, besonders wenn er, wie der Chermir der Frau Elisabeth,
Herr Hans Adam Stampfer, in der Walchen bei Obarn mit



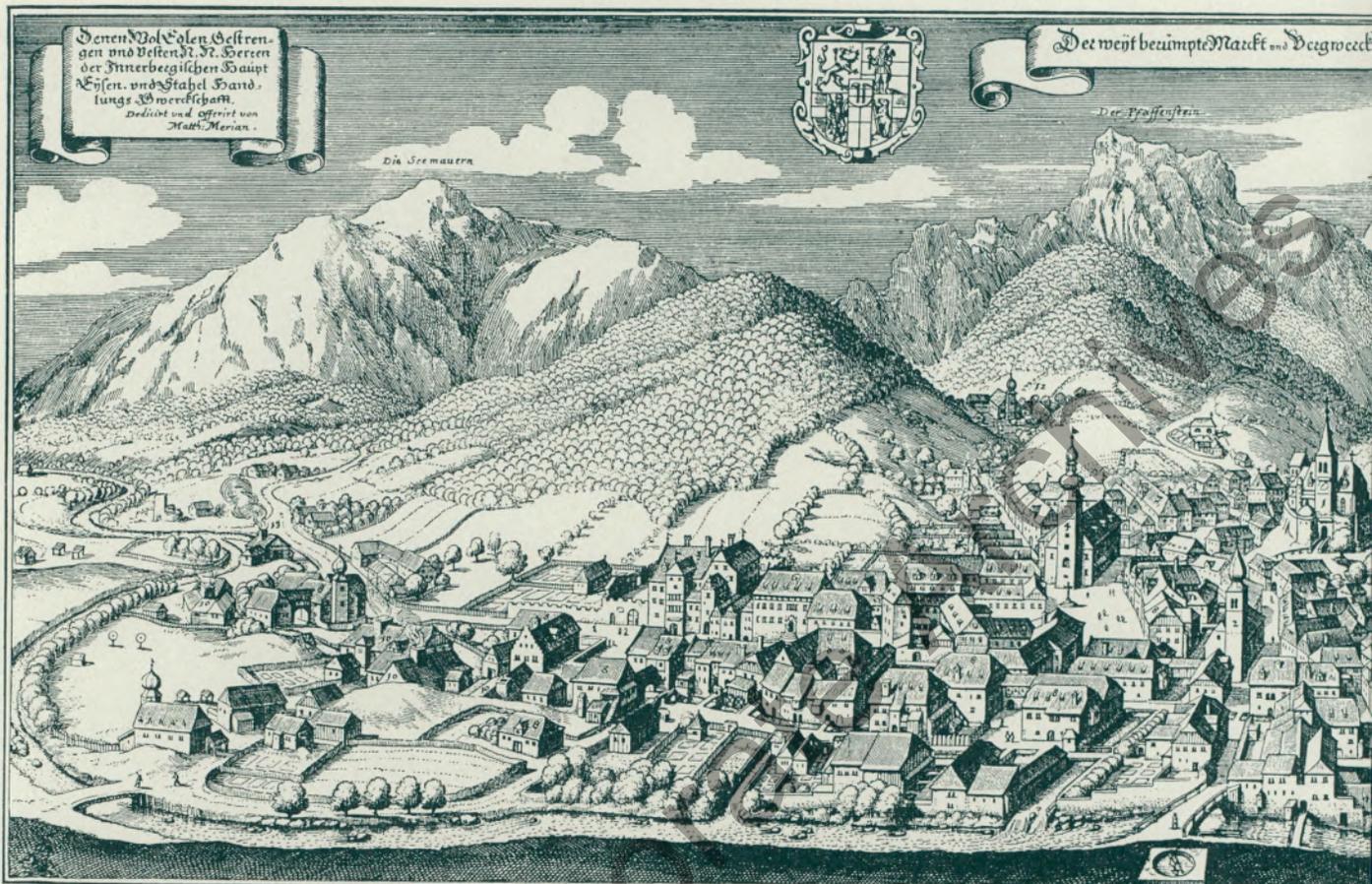
Lichtbild: Debus.

Wie die Zinnen einer Festung muten diese beiden aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammenden Hochofen in der Nähe von Hüttenberg an.

viel Glück auf Silber und Gold schürfte. Sie schreibt: „In 1668. Jahr bin ich zu einer Stanzl in Rhindlböthen gelögen / so ist unter meiner Bött ein Batten Silber gelögen / die einen Bentzen hat gewogen / hat nit Rhinen in einem Rhasten liegen / ist gar zu erüft gewöst / habs also die Rhindlpött under meinem Bett gehabt / wöliche mein liebster Schwiertr von der Walche händ hat bracht von Röknerischen Arzt.“ Aber auch die Goldausbeute muß in der Walchen recht beträchtlich gewesen sein: „Anno 1679. Jahr hatt mir mein liebster Hauss Mann von den walcherischen Golt 2 gultene Rhöthen machen lassen / die greffer wiegt 42 Dugatten und die Rhliener 20 Dugatten.“ So hat wohl der Bergbau auf Gold und Silber den Hüttenwerken in Hüttenberg Hilfe geleistet. Getzulich berichtet aber Frau Elisabeth

auch von schweren Schäden, die Hochwässer, Lawinen und Brünste dem Werke zufügten. Dazu kamen oft schwere Zeiten, die dem ganzen Eisenwesen Schaden brachten. Neben Jahren der Geldknappheit, der stockenden Verwertung, schufen Wildwässer des Hammerbaches bei Wertenbrüchen manche schlaflose Nacht, machten creuliche Verwüstungen der Werksanlagen, kostspielige Herstellungen an Fluder und Radstuben notwendig; Waldbrände und Windbrüche bedrohten den Holzfohlenbedarf. In allem hatte aber auch die Hausfrau in nimmermüder Eurgfalt für die Bereitstellung von hundert Bedürfnissen zu sorgen, deren Befriedigung nach alten Herkommen die ganze große Arbeiterfamilie von ihr erwartete.

Und immer reicher wuchs dies Leben, immer weiterhin verzweigten sich die Geschlechter. Um das fast verwirrende Ge-



spinst der zahllosen Versippungen, um die lange Reihe der Wappenschilder legt sich der blühende Kranz steirischer und oberösterreichischer Städte und Märkte. Steyr, das unvergleichliche, steht auf in vollem Glanze seiner alten Geschlechter,

der Bergesen in zahlreiche Nebentäler und Gräben. Die ihn zu nützen verstanden, waren im Laufe der Zeit zur stolzen, geschlossenen, ja abgeschlossenen Gilde geworden, die sich dem Fremden nicht leicht öffnete.



Der steirische Erzberg um 1860.
Abbau am Glorietterücken mit großem Trichter.

die „landesfürstlich befreite Raucheyßen Verlag Stadt“ Leoben, Vorderberg und Eisenerz, St. Gallen, Weyer und Waidhofen und all die hundert Stätten uralten Gewerbefleißes, wo die Hämmer pochten am rauschenden Grabenbach. Von der großen Eisenstraße zwischen Leoben und Steyr lief

oder zur Schliftenfahrt im Winter mit Meertweiß, Schwan oder Mohrenkopf am Schlittenbug. Das gab auch fürs Gesinde und die Arbeiterschaft frohe Festtage mit reichlichen Tafelfreuden, bei der Pflege alten Volksbrauchs in Tanz und Spiel, beim Eischießen der Mannsleute und lauten

Was dem Hammerwerk aus Überlieferung der Arbeit nach Güte und Verlässlichkeit zugute kam, es führte im Herrenhause zur stolzen Freude am Schmuck des Lebens in Kleid und Gerät. Der hohe grüne Steirerhut des Hammerherrn mit Gamsbart und Schildhahnstoß, der pfauenfederkielgestickte breite Ledergürtel, die Goldhaube der Frau Cheliebsfen, die vielgliederte Halskette, das Besteck mit Messer und Gabel am ziervollen Gürtelgehäk, sie galten als selbstverständliche Zeugnisse des Wohlstandes und ererbter Schmuckfreude. In schweren, kunstvoll eingelagten Truhen und Schreinen lagen der Silberschatz des Hauses und die reichen Vorräte an Leinen und Loden und seltenem Rauchwerk. Zum Haus-trunk des Gebieters klangen traulich alte Volkslieder zur Zither, zum Spinett. Auch nach außen ließ man die gehobene Stellung der Familie sehen, bei der Kirchfahrt in den Markt, an Kufsche und Rossgeschirr,

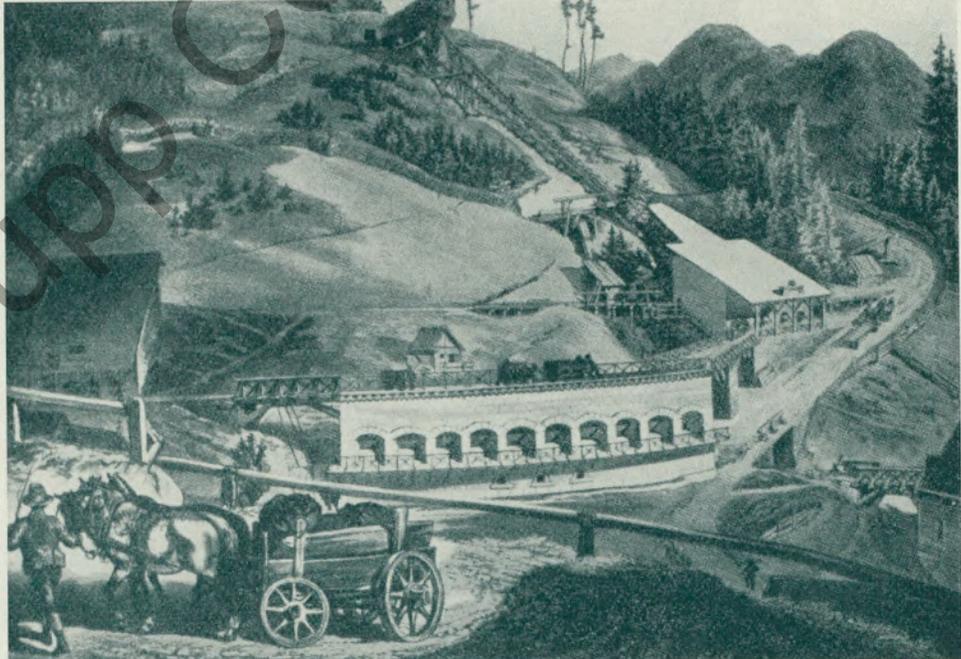


Eisenerz
 und der
 Erzberg
 um 1649.
 Nach
 einem Stich
 von
 M. Merian.

Mummenschanz zu Fasching in derber Lustbarkeit. Solch frohes Leben aus dem Vollen hatte aber anderorts neben kluger Sparsamkeit und strenger Wirtschaft auch bisweilen seine Schattenseiten. Oft mehr als bei anderen Ständen. Oft wuchs mit der zahlreichen Kinderschar der Aufgang doch ins Bedenkliche. Die Zukunft machte vorerst wenig Sorge. Aber mit den reifen Jahren waren die Söhne dem verantwortungsvollen Wirtschaftsbetrieb der Väter nicht immer gewachsen. Dazu brachte die Übernahme des Erbes durch den einzelnen oft drückende Verpflichtungen gegenüber den anderen Geschwistern, soweit sie nicht wieder durch ein eigenes Hauswesen versorgt waren, die in Schuldverschreibungen nach Erbteilungen ihren still-beredeten Ausdruck fanden.

Aber wenn Stolz, ja Übermut einzelner Hammerherren und besonders mancher Geschlechterfrauen von zeitgenössischen Reisenden auch bisweilen mißbilligend vermerkt werden, so darf man doch nicht übersehen, daß über all dem vollfastigen Lebensgenuß die Arbeit des Tages an Aufsicht und Überschau, an Fortschritt und Neuerung und Rundung des Familiengutes nicht vergessen wurden.

ihn hindan gelassen / daß er solt was sehen. Ist also von Salzburg aussgeräißt und hatt von der salzburgischen Handlung etlich Reihumbentzianschreiben gehabt iberallumber / und ist also ganz allein in Namben Gottes aussgeräißt / ich



Röstöfen mit Erzhalde und Rutsche auf dem Erzberg um 1860.

Ihren Pulsschlag auch außerhalb der engeren Heimat zu erfühlen, ging man auf Reisen, nach dem Reich, nach Holland und England. Und wieder sei Frau Elisabeth angeführt: „Amo 1684. Jahr hatt unser lieber Herr Vatter dem Hanns Josses (seinem Ältesten) ainhundert Dugatten göben und hat

weiß die Ertter nit alle zu nennen / auf Insprug / Minichen / Nienberg / Pamberg / Rhöln am Rhein / in Sagen / Wierzburg / hatt also alle 7 Rursteren gesehen. Ist zum Ostern dertan und an heilligen Weihnachtsabent witterkhumben / Gott Lob / mit Gesundt und Freitten ... Den 25. November

1687. Jahr ist / Gott Lob / unser Hanss Joffes mit Gesundt und Freitten von seiner Käiss hãmbkumben / ist weit umbgerãst / in Hollandt / Nitterlant / Engellant / in den spanischen Profunzen und Khan seine Sprachen Wöllisch / Französchiss / Spãnisch / Ladeinisch und seine deitsche Sprach. Gott göbe ihm Glück und Segen / amben.“

Das war für die damalige Zeit sicher ein Zeugnis zielbewußter Unternehmungslust, der ja im weiteren Aufstieg des Geschlechts der Lohn nicht versagt blieb.

Aber zur Arbeit an Esse und Hammer steuerten, wie wir gesehen, auch andere Stände bei, deren buntes Bild von jeher tief im Volkstum der Alpenländer verankert war. Es ist das Volk der Fuhrleute und Flößer, der Schiffsleute mit gefahrvoller Talfahrt und bedächtiger Heimkehr auf Treppelwegen mit der Gegenfracht südlicher Provinzen, und nicht zuletzt das der Schmiede und Schlosser, der „Eisenschmeidler“. Deren freilich muß mit wenigen Sätzen gedacht werden. Denn was der Eisenlegender Steiermark an Werken der Schmiedekunst erzeugt, davon gibt schon die überreiche Sammlung im Kulturhistorischen Museum unserer Landeshauptstadt Graz beredte Kunde, die den Besucher immer wieder mit stiller Bewunderung erfüllt. Wie zierliches Rankenwerk wuchsen sie zu allen Zeiten aus dem starren, strengen Erz, ob sie nun als köstliche Brunnenlauben Höfe und Plätze zieren oder als kunstvolle Gittertore in Kirchen oder Paläste gefügt sind oder als

Werke der Kleinkunst dem Schmuck des Hausrates dienen. Und mit frohem Stolz schauen wir auf Meisterstücke der Schmiedekunst, mit denen auch heute noch das Kunsthandwerk unserer Tage die Erfüllung der Tage zu nützen weiß, die unserer grünen Heimat „Eisen auf immerdar“ verhieß.

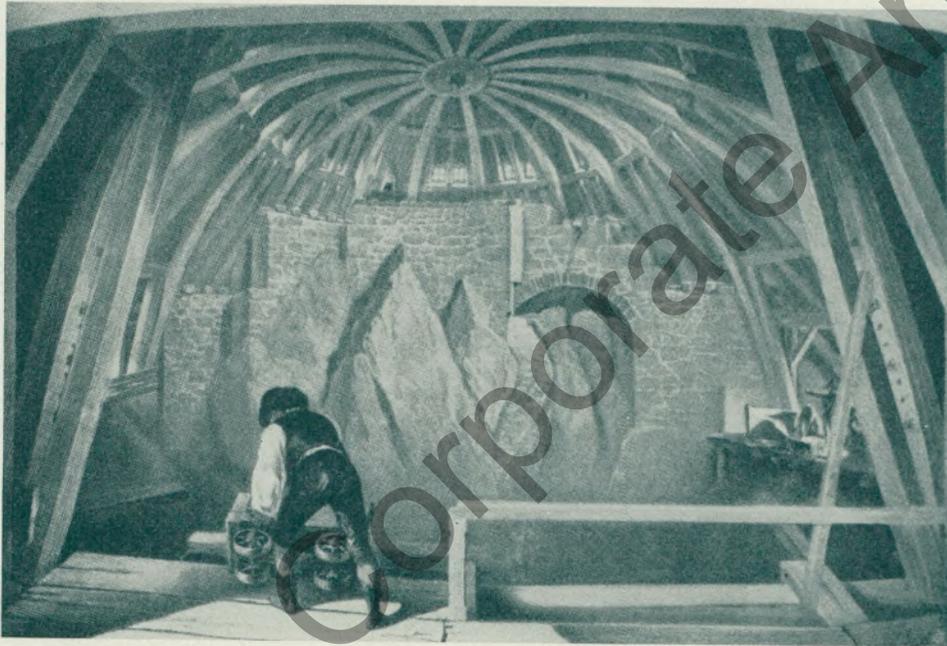
Damit gelangen wir — etwas unvermittelt — schon ins wirtschaftliche Leben unserer Tage.

Wenn der Hammerherrenzeit eine ausführliche und liebevolle Schilderung gewidmet wurde, so erklärt sich dies wohl auch aus der Fülle der Nachweise, der Hausbücher und Familienchroniken, Schriften, Aufzeichnungen und Briefe, die sich von ihr erhalten haben. Durch Besitz und Wirtschaftsform an den Ort gebunden, mit Schmiedern und Knappen, mit Holzfnechten, Flößern und Köhlern, mit Fuhrleuten und Handwerfern ins laufende Band der täglichen Arbeit verweben, dem Volke vertraut in Wort und Wesen, in Tracht und Gerät und Brauch und Sitte, war der Hammeradel seit Jahrhunderten volkstümlich im besten Sinne. Das empfindet der Wanderer wohl auch heute noch, wenn er gegenüber den Ruinen der Hochöfen, der Essen und Kohlenbarren das Herrenhaus grüßt in den behäbigen Formen des bürgerlichen Barocks aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit Glashaus und Wurzgärtlein dahinter, mit der mächtigen Linde oder den

herrschaftlichen Pappeln vor dem Platz. Im Zeitalter des Eisenbetons und der Hochhäuser stehen sie voll stummer Würde im verlassenen Graben, als Zeugnisse einer Zeit, die in Hausrat und Gerät, in Bau und Raumgestaltung noch in sich ein unbewußtes Wissen trug um die Seele der Dinge und ihr Verhältnis zum Leben.

Allerdings, vom Standpunkte der Volkswirtschaft erwogen, löst sich dies Bild auf in eine Reihe von wechselnden, zeitbedingten Abschnitten, die aus weiter Überschau einen organischen Zusammenhang nicht verkennen lassen. Immer noch suchte Gleiches mit Gleichem einen Zusammenschluß, vor allem in Zeiten bedrohter Wirksamkeit. Schon als sich im August des Jahres 1625 die 19 innerbergischen Radwerke und 44 steirischen und oberösterreichischen Hammerwerke zusammen mit der Stadt Steyr zur „Innerberger Hauptgemerkenschaft der Stahl- und Eisenhandlung im Herzogtum Oesterreich und Land Steyr“ zusammenschlossen, wollte man

der verwirrenden Vielfalt der Betriebe um den Erzberg ein verlässliches Rückgrat geben. Und immer wieder seither machte der Streit zwischen Eigennuß und Gemeinssinn neue Bindungen, wenn auch oft mit ungeeigneten Mitteln, notwendig. Im Eingreifen des Erzherzogs Johann ersah man vorerst die dringende Aufgabe zur Vereinfachung der Betriebe um den Erzberg. Aber in rascheren Fluß, endlich in einen ungeahnten Rhythmus kamen diese Bestre-



Blick in den großen Erztrichter des Erzberges um 1860.

bungen durch zwingende Bedingungen von außen her. Die zunehmende und bald ausschließliche Verwendung der Braunkohle als Kraftquelle, der gesteigerte Bedarf auf dem sich immer weiter erschließenden Weltmarkt, der zunehmende Wettbewerb bei sinkenden Preisen und steigenden Löhnen, vor allem aber der mächtige Antrieb von Forschergeist und Erfindung auf dem Gebiete der Technik und vieles andere, sie wuchsen von ihren bescheidenen, aber festen Grundmauern auf zum weitausegreifenden Bau der modernen Großindustrie mit ihren gewaltigen Betriebsstätten. Das Bestreben der Volkswirtschaft, den erhöhten Anforderungen an die Erzeugung jederzeit genügen zu können und durch möglichst vorteilhafte Gestehungskosten sich den Weltmarktpreisen anzupassen, führte zur Gründung großer Gesellschaften. Wenn auch der ursprüngliche Plan der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft, sämtliche Eisenwerke Österreich-Ungarns in einem großen Unternehmen zu vereinigen, bei der Vielfalt der Aufgaben sich nicht ins Werk setzen ließ, so bietet heute der Zusammenschluß des Großteils steirischer Stahl- und Eisenerzeugung in der Hand der Gesellschaft ein Beispiel größten Stils, mit welchem Erfolge trotz zeitweiliger Hemmungen wirtschaftlicher Art sich die naturgegebenen Schätze unserer Heimat in einen gemeinsamen Betrieb eingliedern lassen.



Eisenerz am Erzberg.

Gärtliche Lichtbilder: Deb. 18.

Blick vom Schachtarm über die Oswaldkirche auf die Bergarbeitersiedlung.

Besuch auf dem Erzberg.

Ein Bildbericht von W. Debus.

Man war nicht unvorbereitet gekommen.

Man wußte: Der steirische Erzberg teigt in sechzig von Menschenhand angelegten Terrassen von dem an seinem Fuße gelegenen Ort Eisenerz auf 1532 Meter an. Und man hatte errechnet: jede Terrasse entspricht im Durchschnitt der Höhe eines dreistöckigen Hauses. Es mußte also eigentlich genügen, sich sechzig Häuserreihen hintere und übereinandergestuft vorzustellen, um sich gleichzeitig einen ungefähren Begriff von den Größerverhältnissen des Erzberges machen zu können.

Und doch — als man dann wirklich an einem leuchtenden Sommertage auf dem alten Schichturm von Eisenerz stand, dessen Glocken schon vor vierhundert Jahren die Bergleute zur Arbeit riefen, und das Masiv des Erzberges einer riesenhaften, kunstvoll zusammengefügt und behauenen Pyramide gleich in den Himmel wuchs, da empfand man das Lückenhafte der Vorstellungsmöglichkeit ohne eigenes Erleben und — war gleichzeitig bedrückt von der Aufgabe, die man sich gestellt hatte: Den „Werk“ lesern nicht nur einen historischen und dabei doch gegenwärtigen Überblick über die Bedeutung des



Blick
vom
Hugo-Stinnes-
Aufzug
auf
Eisenerz.

Am Ende des Tales die Hoch-
ofenanlage mit der Schlacken-
pyramide, im Vordergrund
rechts die Bergarbeiterfied-
lung in der Trofeng.

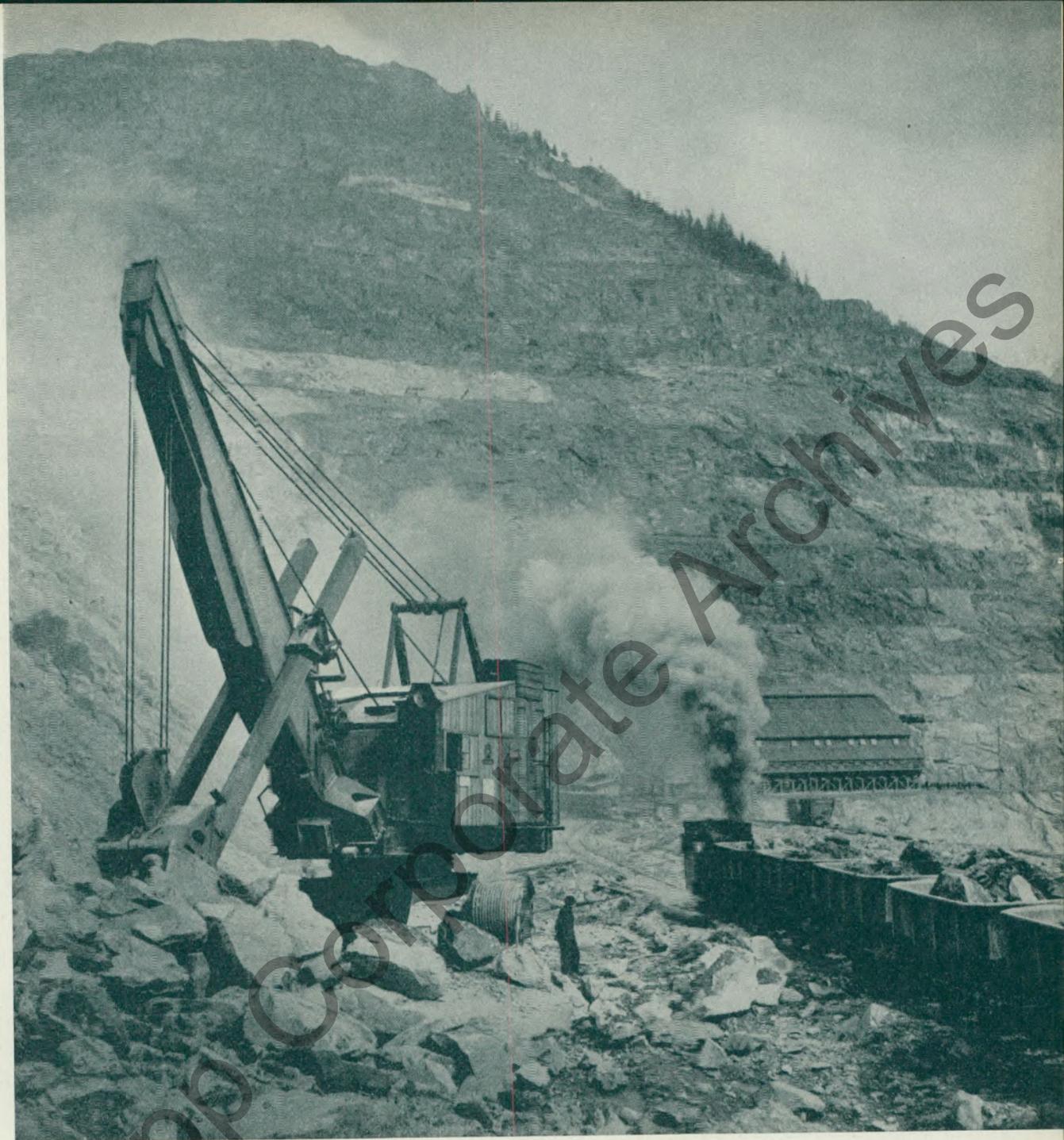
Berges zu vermitteln, sondern diesen auch in seiner unmittelbaren Wirkung auf den Beschauer zu schildern. Denn hierzu genügt ein einziges — wie man nunmehr feststellte — der Versuch einer Veranschaulichung der Größenverhältnisse, verbunden mit einer nüchternen Aufzählung der Arbeitsmethoden und Förderleistungen. Es gehört vielmehr auch dazu die Schilderung eines unvergleichlichen Farbenspiels auf einem Palettengrund von ein paar Quadratkilometer Größe, der gleichzeitig einen überraschenden Einblick vermittelt in die Grundstoffe und Ausgangsarten des grau-schwarz-farblosen Elementes „Eisen“.

Da steht auf einem überglänztem rostbraunem Untergrund — teils hart gegeneinander abgesetzt, teils weich ineinander überfließend — ein leuchtendes Hellgelb neben einem warmen Dunkelrot, aus Schwarzanläufe dem Braun funkelnd perlmutterglänzendes Weiß, zwischen rubinfarbnem Rot ist smaragd-leuchtendes Grün eingesprenkelt, messingfarbenes Gelb ist von

Azurblau durchzadert, grau verwitterte Schnüre ziehen sich durch schimmernd weißen Kalkspat^{*)}.

Über der Farbenpracht und Großartigkeit des Bildes ver-
gibt man fast den eigentlichen Zweck des Besuches, bis der die
einzelnen Terrassenstufen absteigende Blick immer mehr die
Bewegtheit des Bildes verspürt und allmählich von der viel-
gestalteten Dynamik gepackt wird, die den Berg bis zur höch-
sten Spitze durchpulst. Feine weiße Rauchfahnen, die sich an
dieser oder jener Stufe entlocken, manchmal für Augen-
blicke verweilend, um dann in entgegengekehrter Richtung
wieder abzugehen, fesseln das Auge, das nun hinter den

*) Mineralien auf dem Erzberg: Hellgelber, braungelber bis schwarz-
lichgrauer Spateisenstein, brauner, oft schwarz angelauener Braun-
eisenstein, sahlblauer bis eisenschwarz glänzender Eisenglanz, dunkel-
roter, ins Stahlblau spielender Roteisenzstein, weiße, gelbliche oder braune
Kohwand, weißer Kalkspat, das Muttergestein des Erzes, messing-
gelber Kupferkies, smaragdgrüner Malachit, ein Zerfallsprodukt
des Kupferkieses, azurblauer Azurit und speißgelber Schwefelkies.



Elektrobagger.

Im Hintergrunde rechts eine der neu angelegten Klauhütten.

Rauchfähnchen eine Kette von Wagen entdeckt, die einer Spielzeugschachtel entnommen scheinen: Erzzüge, welche das im Tagbau gewonnene Material dem nächsten Sturzschacht zuführen.

Gottesanbeterinnen*) gleich, die hochgehoben, sich immer wieder senkenden Köpfe gegen den Berg gewandt, den sie anzunagen scheinen, fressen sich hier und dort Bagger ins Gestein. Ameisenähnlich wimmeln Hunderte von schwarzen Punkten an den Hängen: Bergleute, die das losgesprengte Erz sammeln, oder Bohrarbeiter, die die Schießlöcher für die nächste Sprengung vorbereiten.

Plötzlich scheint alles Leben zu erstarren. Die Gottesanbeterinnen kehren ihr wehrhaftes Rückenschild den Hängen zu, die Erzzüge verschwinden in den nächstgelegenen Stollen, die Ameisen lösen sich vom Gestein und streben eiligst in

kleinen und großen Gruppen und Klettern ihrer Schußlöchern zu, als ob sie vor einer nahenden Gefahr Deckung suchten. Und dann liegt der Berg für Augenblicke in einer unnatürlich anmutenden Ruhe da. Er plöglich, wie mit einem Schlage, in seinen Grundfesten zu erbeben. An hundert und mehr Stellen brechen weißlich-graue Sprengwolken aus feinem Zimern, reißen haustiefe Löcher in die Terrassen, Gesteinstrümmer fliegen durch die Luft oder rutschen in breiten Flächen die schrägen Hänge abwärts die zur nächsten Stufe, um dort in sich zusammenzufallen. Erst geraume Zeit später dringt der dumpfe Hall von Detonationen wie fernes Donnergrollen zu uns herüber: eine der fünf tückischen Sprengungen, die mit einem Aufwand von 1200 Kilogramm Dynamit oder Ammonit Tag für Tag rund 30 000 Tonnen Erz und Gestein losreißen.

Nach dem Blick aus der Spielzeugschachtelperspektive, der uns ein unvergeßliches Gesamtbild der ritzelte, lockt eine Besichtigung des Erzberges und ein Verfolgen der einzelnen

*) „Gottesanbeterin: große, in Süd- und Mitteleuropa, auch am Oberrhein beheimatete Fangheuschrecke, benannt nach der Haltung der Fangbeine, die an betende Hände erinnert.“ (Brockhaus.)



Beim Bohren
von Sprenglöchern.

Arbeitsgänge aus der Tiefe zur Abtiefung und Vertiefung des Gesamteindrucks. Bereitwillig folgen wir der Einladung des begleitenden Ingenieurs der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft, der Besitzerin des steirischen Erzberges, zumal unsere Befürchtung, den Genuß des Besuches durch ein Hinaufklettern auf 1300 Meter Höhe mühsam erkaufen zu müssen, von unserem Begleiter mit einer beschwichtigenden Handbewegung abgetan wird: „Dafür steht uns seit 1924 der Hugo-Stinnes-Aufzug zur Verfügung, welcher fast ausschließlich der Personenabförderung dient und vorzugsweise für unsere Gefolgschaftsmieter bestimmt ist.“

Nach ein paar Schritten ist die Talstation erreicht. Wir treten auf die untere Plattform des Wagens, der sich in nichts von dem einer der üblichen Drahtseilbahnen unterscheidet, die in den deutschen und Schweizerischen Alpen höhenlufthungrige Feriengäste aus der Erge des Tales mühelos zum Gipfel tragen. Nur, daß hier die Fahrzüge mit Ausnahme von uns ausschließlich aus Arbeitern des Erzberges bestehen, die ihrer luftigen Arbeitsstätte zu treiben und deren „Glück auf!“ den Fremden im ersten Augenblick seltsam anmutet.

Ein Klingelzeichen ertönt. Mit kurzem Ruck spannt sich

das Seil, und dann erschließt sich uns, während wir in wenigen Minuten einen Höhenunterschied von 470 Meter überwinden, allmählich eine Aussicht, um die manche andere Bergbahn den Hugo-Stinnes-Aufzug beneiden dürfte.

Zu unseren Füßen, im engen Talkessel, die winkligen Gassen von Eisenerz, beschirmt von der in ein wehrhaftes Mauerngerüst eingebetteten Kirchenburg. Etwas weiter talabwärts die Hochofenanlage, in der ein Teil des gewonnenen Erzes zu Roheisen verhüttet wird, mit ihrer charakteristischen, alles überragenden Schlackenpyramide. Und ringsum die aus grüner Talniederung herauswachsenden Zacken der bis über zweitausend Meter aufstrebenden obersteirischen Alpen, in deren Schründen sich noch die letzten Schneereife des vergangenen Winters eingekrallt haben.

Mit halben Ohr nur hören wir unserem Begleiter zu, der in dieses Panorama durch seine täglichen Fahrten gewöhnt, uns von der Geschichte des Erzberges erzählt:

„Wenn man sich heute vom Aufzug, der auf ein Klingelzeichen hin 470 Meter ‚spielend‘ bewältigt, auf den Erzberg tragen läßt, um dort einen Einblick in Abbau und Gewinnung des erzhaltigen Gesteins zu tun, dann muten den flüchtigen



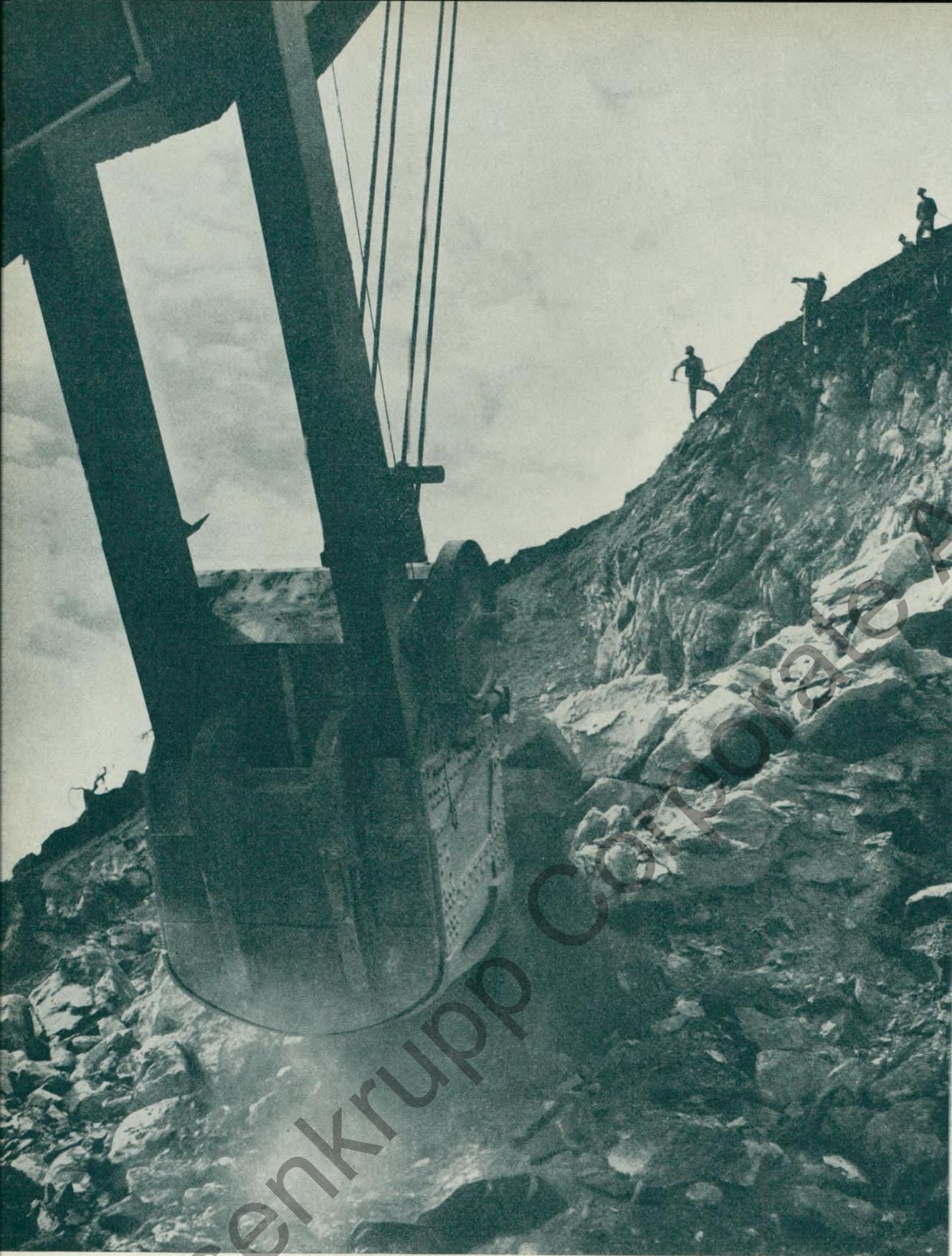
Das Bohrloch
wird mit Spreng-
stoff besetzt.

Beschauer das Ineinandergreifen von Hand- und Maschinenarbeit, der Einsatz von elektrischer und Dampfkraft, die Arbeitsteilung und die Organisation der Abbaumethoden so selbstverständlich an, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, es könnte jemals wesentlich anders gewesen sein. Und man vergißt allzu leicht, daß das Ringen der eisenhungrigen Menschheit um die bestmögliche Gewinnung der im Erzberg lagernden Schätze bis in die eine Zeit zurückreicht, deren erste Spuren mit zuverlässigem historischem Material heute auch nur annähernd noch nicht belegt werden können.

Trennen uns doch Jahrhunderte von der Zeitstufe, in der man im Tagbau Brocken von erzhaltigem Gestein losbrach und aus ihnen in knapp meterhohen „Hochöfen“ das Eisen löste. Und etwa vierhundert Jahre liegt die Zeit schon zurück, da der Tagbau vorübergehend in seiner Bedeutung zurücktrat und man wegen der im Innern des Berges anstehenden reicheren Erzpartien sich mehr dem Grubenbau zuwandte. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

wurde der Tagbau wieder vorherrschend und der Grubenbau nach und nach gänzlich eingestellt. Aber noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, also vor wenig mehr als hundert Jahren, wurde das gewonnene Erz in Säcken von rund 3 Zentner Inhalt auf Handwagen, die nach Entleerung wieder mühselig auf den Berg geschafft werden mußten, zu Tal befördert. Und jeder Bergknappe war vertraglich verpflichtet, täglich nach gefaner Arbeit einen Sack erzhaltigen Gesteins mit zu Tal zu nehmen und am nächsten Morgen der rund einen halben Zentner schweren Wagen 500, 600 und 800 Meter huckepack wieder bis zur Arbeitsstätte zu tragen!

Erst im Jahre 1810 wurde dieser „Sackzug“ durch ein neues Förderstern ersetzt. Dieses bestand aus einer Anzahl von stufenförmig angeordneten Stützschächten, die, untereinander durch Stollen verbunden, auf gleicher Höhe mit den wichtigsten Gewinnungsplätzen lagen. In ihnen rutschte das Erz durch sein eigenes Gewicht von Terrasse zu Terrasse nach unten. Die Förderung und Belieferung in den einzelnen



Mensch
und
Maschine.
„Abrenker“
und Elektrobagger.

Stollen erfolgte durch sogenannte „Hunde“ mit eisernen, auf Schienen laufenden Rädern — übrigens der ersten „Eisenbahn“ überhaupt, die in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie zur Ausführung gelangte.

Die aus dem untersten Stollen ausfahrenden „Hunde“ wurden auf einer Halde ausgeschüttet, von wo aus das Erz mit Pferdewagen zu den Bunkern oder Hochofen befördert wurde.

So reizvoll eine ins einzelne gehende Darstellung des Wechsels der Gewinnungsmethoden im Laufe der Jahrhun-

derte wäre, eine die Hauptstufen auch nur einigermaßen umreisende Schilderung würde den Rahmen einer Semestervorlesung an der Montanistischen Hochschule Leoben sprengen. Und da Ihr Besuch auf dem Erzberg weniger auf Hören als auf Sehen abgestellt sein dürfte, mag es genügen, das Fazit zu ziehen, und das ist — für jeden von uns, die wir am Erzberg arbeiten, Aufgabe und Verpflichtung zugleich — die Tatsache, daß wir in ein Arbeitsfeld hineingestellt sind, welches, seit Jahrtausenden Zeugnis für den ewigen Kampf der Menschheit um



Abbauhauer.

die Dienstbarmachung der Naturkräfte, heute einen der Hauptrohstoffpfeiler des großdeutschen Wirtschaftsraumes bildet.

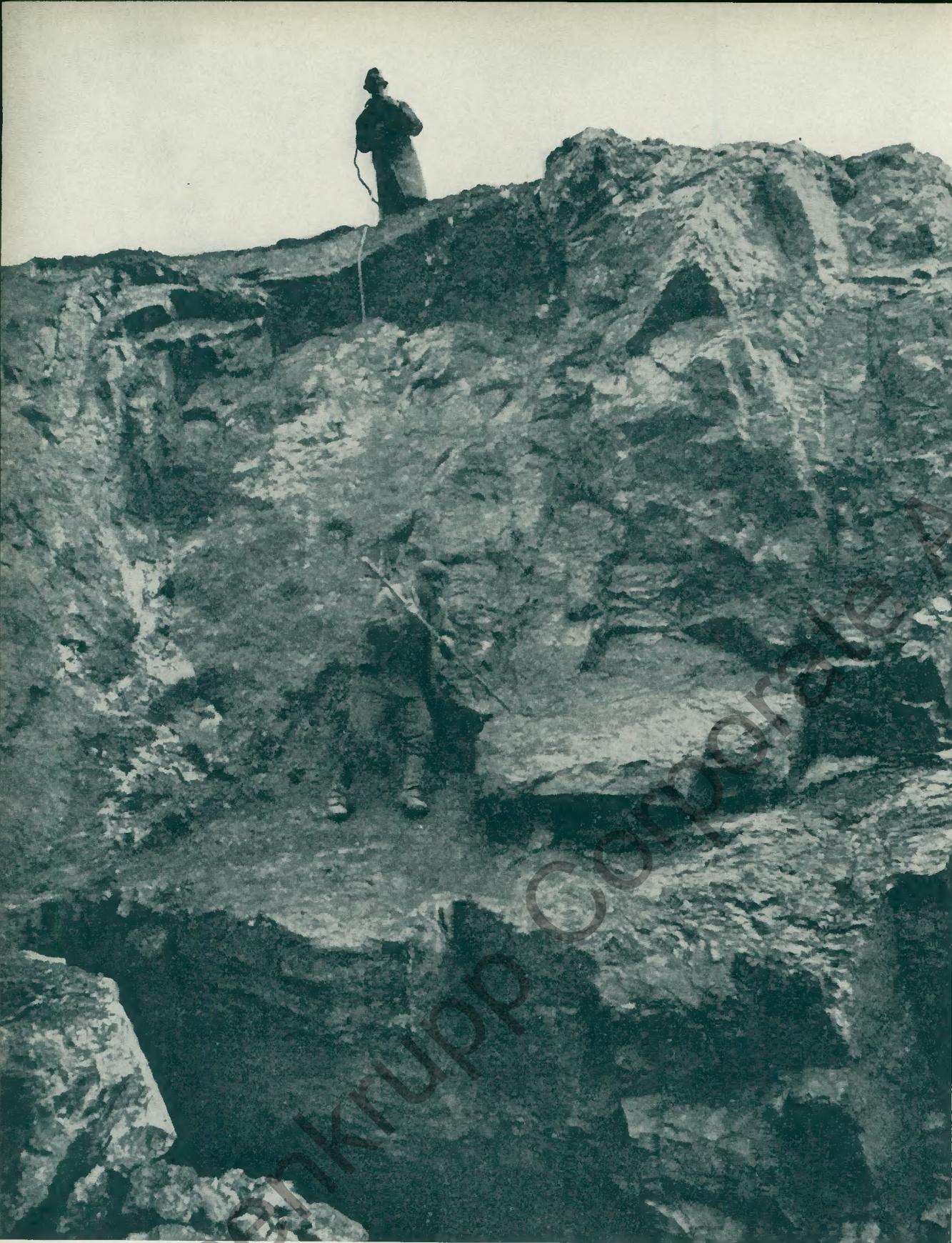
Damit sind wir aber schon vom historischen Teil zur Gegenwart hinübergewechselt. Zwei Tausende hindurch war der Erzberg Erzzerzer- und Übungspfad — wie ich mich so ausdrücken darf — für die jeweilige Abbautechnik. Stufenweise — im eigentlichen und übertragenen Sinne des Wortes — versuchte man zu allen Zeiten der stets gleichbleibenden Aufgabe, Förderung des Erzes unter Ausnutzung der jeweils gegebenen technischen Möglichkeiten, gerecht zu werden. Wirtschaftliche Notzeiten wechselten ab mit industriellen Blüteperioden, Umstellung in der Verarbeitung und Verhüttung der Erze, wie zum Beispiel der Übergang vom Holzkohle- zum Kokshochofen, zwang zu einer entsprechenden Umstellung in Absatz und Transport. Ehemals blühende Industriestätten gingen ein, an deren Vorhandensein heute nur noch verfallene Hochofen und riesige Erzunker erinnern, und wurden abgelöst durch neue, hoffnungsvoll andernorts aufblühende Stätten industriellen Wirkens und Strebens.“

Der Wagen ist in die Halle des Berghauses eingefahren. Noch einmal erfassen wir mit einem Blick das gigantische Panorama, das sich uns allmählich erschlossen hat. Dann

bestimmen wir uns auf den eigentlichen Zweck unseres Besuches: Besichtigung und Begehung des Erzberges.

Doch vorher müssen wir noch auf Anregung unseres Führers — etwas überflüssig, wie es uns anfangs scheint — einen Blick auf das im Berghaus aufgestellte Reliefbild der Nordsteiermark werfen, aus dessen Mitte die Pyramide des Erzberges herauswächst. Aber schon nach den ersten Worten unseres Begleiters belebt sich das plastische Bild. Wir glauben es geradezu mitzuleben, wie in vorgeschichtlicher Zeit das Gesicht der Erde Falten erhält, wie sich diese Falten zusammenziehen und übereinanderschieben, wie hier und dort das Erdinnere, sonst überlagert von jüngeren Schichten, beim Aufeinanderprallen der Fronten in riesigen „Linien“ zutage gedrückt wird, auf denen das Eisenerz, gewöhnlich unter der Erdrinde schlummernd, sich hier und dort der Sonne entgegenreckt.

Erst jetzt haben wir — wie wir uns insgeheim eingestehen müssen — die richtige Plattform zum Besuch des Erzberges gefunden. Denn erst die Verwerfungs- und Faltentheorie mit der Erklärung der eingebetteten, von freiem Gestein durchsetzten Erz-„Linien“ hat uns den Grund für die Notwendigkeit des Über- und Untertagebaus auf dem Erzberg verständlich gemacht. Jetzt verstehen wir, weshalb der Abbau auf dem



Beim
Abrenken.

Erzberg, in der Hauptsache „über Tage“ vor sich gehend, stellenweise auch im Stollenbetrieb erfolgen muß. Gibt es doch Erzadern, die so stark vom Nebengestein umlagert sind, daß es unwirtschaftlich, ja unmöglich ist, beide zusammen abzubauen.

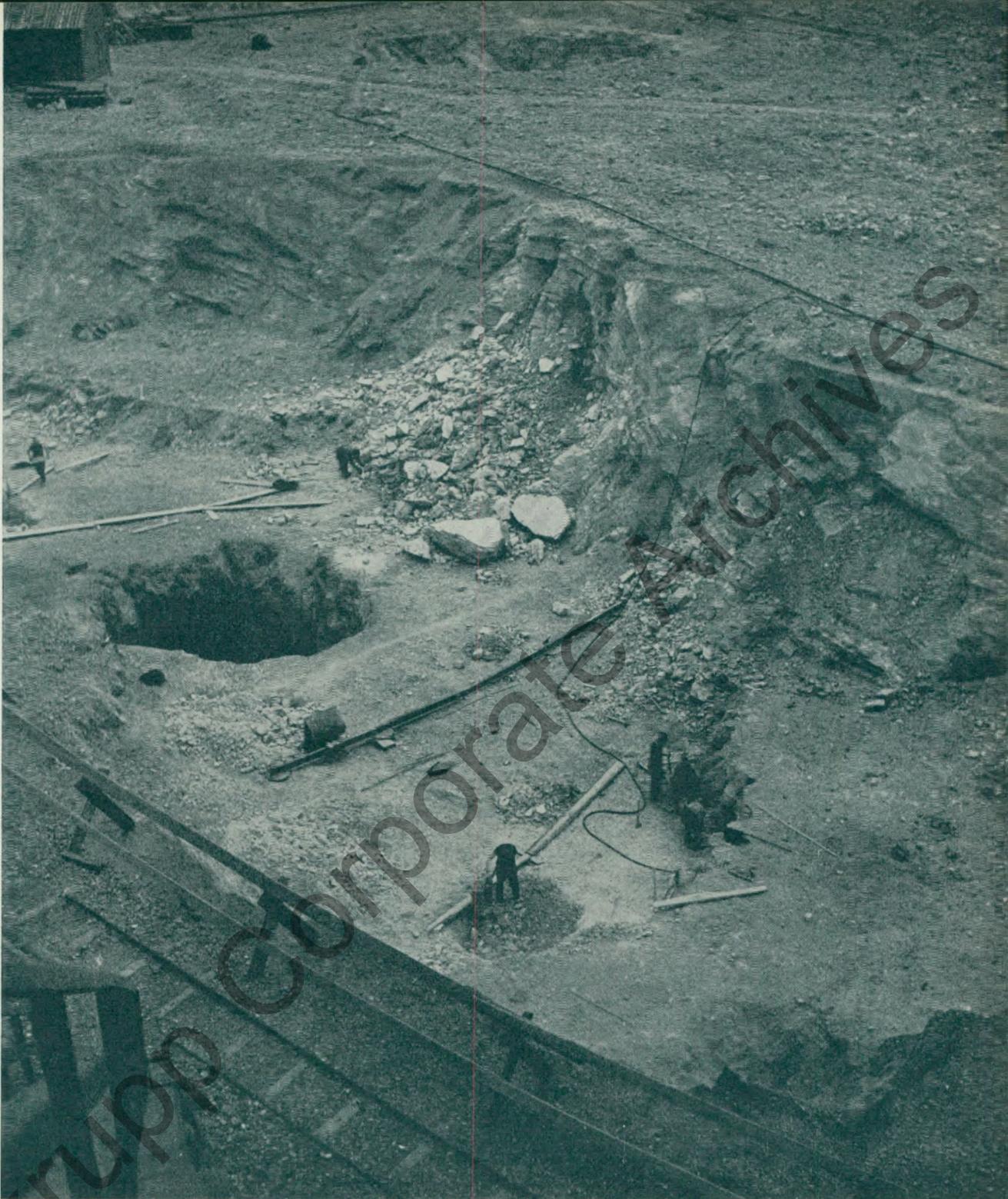
Deshalb folgt man diesen Erzpartien, soweit ihre Gewinnung lohnend erscheint, im Stollenaufbau, läßt das taube Gestein stehen und dringt in das Innere des Berges vor.

Und nun ist, während wir „die Strecke befeuern“, das Begreifen der Gewinnungsmethoden eigentlich nur noch ein

Kinderpiel, das an Abwechslung nichts zu wünschen übrig läßt und in seinen Einzelheiten und Abwandlungen immer von neuem fesselt. Allerdings, „Strecke“ ist hier am Erzberg, wo sich das „Vor-Ort“-Sein hauptsächlich über Tage abspielt, ein etwas dehnbarer Begriff — eine reichlich anstrengende Angelegenheit. Denn, wenn man sich auch nur einen einigermaßen umfassenden Einblick in die verschiedenen Abbauethoden und Arbeitsvorgänge verschaffen will, dann gehört dazu das Begehen von mindestens 10% der Gesamthöhe des

Abbau am „Dreikönig“.

Im Mittelgrund ein Sturzschatz, durch den das Erz in den nächstgelegenen Stollen gestürzt wird, um von hier durch Erzzüge weiterbefördert zu werden.



Erzberges, das heißt von sechs bis sieben Terrassen. Und das entspricht, abgesehen von der Überwindung horizontaler Entfernungen, dem Erklettern von rund 300 Stufen eines 20stöckigen Wolkenträgers. Und es ist nicht jedermanns Sache, jeweils hundert Tritte ohne die Möglichkeit des Verschmäuens hinaufzustolpern; von den möglichen Schwindelanfällen beim Herunterklettern mit ungehemmtem Blick in die 800 Meter unter einem liegende Talsohle gar zu schweigen.

Aber die selbstverständliche Beiseitehaltung unseres Begleiters, den diese alltägliche Begleitereinsamlung ebensowenig aus der Ruhe bringt wie vorher das uns bei der Auffahrt mit dem Hugo-Stinnes-Aufzug packende Panorama, wirkt Wunder. Wir klettern — von einem gelegentlichen zagenden Blick hinter uns und einem entsprechend krampfhaften Festhalten am Geländer abgesehen — als ob wir Zeit unseres Lebens

mit dem Gegebenheiten des Erzberges vertraut wären. Durch die klare Luft des Spätsommertages klingt plötzlich in kurzer regelmäßigen Zwischenräumen ein Geräusch, das unmerklich über zwei Jahrzehnte hinweg eine Ermahnung und Warnung nach werden läßt: „Achtung, Gasangriff!“

Als ob unser Begleiter unsere Gedanken erraten hätte, kommt von ihm der Warnruf: „Achtung, in zwei Minuten wird gepregelt!“ Und plötzlich erinnern wir uns des Bildes, das wir aus achtungsvoller Entfernung vor drei Stollen von der Talsohle aus erlebt haben, und eilen — nun selbst einer der vielen Ameisenhaufen — dem nächsten Stollen zu, um von hier, aus unmittelbarer Nähe, die angekündigte Sprengung mitzuerleben. Und wieder gehen, fast auf die Sekunde zugleich, die Sprengwolken hoch, wieder einmal hebt sich Erz und Gestein vom Grundstock des Berges los und fällt auf den



In einer Klauhütte.

einzelnen Etagen in sich zusammen. Und doch packt die Unmittelbarkeit des Erlebens jetzt viel stärker. Wir fühlen das Erzittern des Berges, wir spüren das krampfartige Loslösen der Schichten, wir hören das Prasseln und Aufsprallen der Gesteinstrümmer, die, von der Gewalt der Sprengung losgeschleudert, und von der eigenen Schwerkraft zurückgerissen, ohnmächtig gegen den Berg trommeln.

Aus dem unmittelbaren Eindruck reißt uns die nüchterne Stimme unseres Begleiters:

„Sie haben Glück gehabt. Können wir doch nun den Abbau auf dem Erzberg folgerichtig vom Augenblick der Sprengung bis zur Verladung und zum Transport in logischer Aufeinanderfolge begleiten und damit die Aufgaben, die der Erzberg uns stets gestellt hat und immer wieder stellen wird, selbst verfolgen.“

Stets kam es darauf an, die zwischenzeitlichen Fortschritte der Technik auszuwerten und neue Lösungen zu finden:

1. für die jeweils wirtschaftlichste Methode der Abbautechnik,
2. für eine richtige Erfassung der Grenze in der Trennung des erzreichen vom erzarmen oder gar tauben Gestein,
3. für die Verbesserung der Transportmittel und -wege bei Überwindung des bis zu 800 Meter betragenden Höhenunterschiedes.

Daß neben der technischen Seite des Abbaus auch dessen

Wirtschaftlichkeit eine ausschlaggebende Rolle spielt, liegt auf der Hand. Denn wenn auch zur Zeit ein Großteil unserer Erze in Eisenerz und Donawitz, also in unmittelbarer Nähe des Erzberges, verhüttet wird, so wandert doch schon eine beachtliche Menge in die Hochöfen an Rhein und Ruhr und demnächst der weitaus größte Teil in die Linzer Hütten der Hermann-Göring-Werke. Und diese bis zu tausend Kilometer langen Wegstrecken wollen förderungstechnisch erkämpft und qualitätsmäßig verdient sein.

Doch . . . genug der grauen Theorie, zumal wir inmitten des lebendigen Schaffens und Wirkens stehen!“

Die freundliche Aufforderung, uns an dem „grünen Baum des Lebens“ zu halten, mag wohlgemeint sein, aber die sinnverwirrende Vielfalt der auf uns einströmenden Eindrücke scheint die Möglichkeit eines sinnvollen Ordnen auszuschießen. Um uns rattern Bohrhämmer, pfeifen erzbeladene Züge, fressen sich Bagger kreischend ins losgesprengte Gestein, kleben seilgesicherte Arbeiter an senkrechten Felswänden und brechen mit langen Stangen überhängende Brocken los, die in bedenklicher Nähe rechts und links von uns auf die Terrassensohle poltern.

Die ruhige Stimme unseres Begleiters ordnet in wenigen Sätzen das mosaikartige Bild:

„Das, was jeder Besucher des Erzberges als den einmaligen

Abfüllen
des
ausgeklauten
Erzes
vor der Klauhütte
in Erzzüge.



Zauber dieser gigantischen Arbeitsstätte empfindet, ist eigentlich nur ein Teilproblem, nämlich das möglichst reibungslose und organische ineinandergreifen der verschiedenen Abbaumethoden. Wir rücken diesem Problem nüchtern, überlegt und geschult durch eine jahrhundertelange Erfahrung mit allen Mitteln zu Leibe, die die Technik uns heute bietet. Ohne allerdings zu vergessen, daß unser ewiger Kampf mit naturgegebenen Verhältnissen unter Umständen und stellenweise auch von uns die Anwendung primitivster Waffen verlangt. Und deswegen steht neben dem Einsatz modernster Bagger gleichberechtigt die Handarbeit, die sich fast in nichts von der Methode des Abbaus zu Agricolas Zeiten unterscheidet. Das Wesentliche für uns ist: dem Berg seine Erzschatze zu entreißen mit Methoden, deren organisches Zusammenwirken das jeweils erreichbare Höchstmaß an Gewinnung gewährleistet. Vielleicht finden wir noch einmal einen Weg, um den Gesamtabbau unter alleiniger Ausnutzung der letzten technischen Möglichkeiten durchzuführen. Heute aber ist neben dem modernsten Elektrobagger mit einer Tagesleistung von 4000 Tonnen sowohl der angefeilte ‚Abrenker‘ als auch der

‚Abbauhauer‘, der mit Hilfe einer Krake das erzhaltige Gestein in 20 bis 30 Pfund schweren Portionen auf einen Zülltrog lädt und diesen in einen ‚Hurd‘ entleert, gleich notwendig und wertbehrlich.

Allerdings das ‚organische‘ Zusammenwirken aller Abbaumethoden hat gerade in den letzten Jahren ganz erhebliche Fortschritte gemacht. Kam früher im Durchschnitt auf vierzehn Mann in sechzehnstündiger Doppelschicht eine Abbauleistung von 150 Tonnen, so fördern heute durch den planvollen Einsatz geeigneter Maschinen vier Arbeiter in einer Stunde die gleiche Menge! Und während einst die Höhe der einzelnen Terrassen durchweg 12 Meter betrug, bauen wir heute zum Teil schon in Doppeltagen ab und erreichen es durch planvolle Anlage der Sprenglöcher und genau berechnete Menge des erforderlichen Sprengstoffes, daß das Gestein ohne Nachhilfe der ‚Abrenker‘ wie abgezinkt sich vor die Schiefer der Elektrobagger legt, die wenig Minuten nach der Sprengung ihrer Arbeit beginnen.

Auf diese Weise haben wir die Jahresförderung gegenüber 870 000 Tonnen im Jahre 1936 schon im folgenden

Jahre auf über das Doppelte, nämlich 1,9 Millionen Tonnen steigern können. Und wir sind überzeugt, daß wir das uns für 1939 gesetzte Ziel von rund 3 Millionen Tonnen ohne jeden Abstrich erreichen. Neben dem Einsatz von zwanzig Baggern und über hundert Lokomotiven erleichtert uns die Anlage von zwei Zentralfortieranlagen und vorläufig vier Klauhütten, in denen die gewonnenen Erze sofort sortiert und vom anhaftenden Nebengestein weitgehend getrennt werden, unsere Aufgabe im allgemeinen, während die fortschreitende Umstellung auf elektrischen Antrieb der Bagger und Lokomotiven uns von den besonderen Erschwernissen, die unserer Arbeit in den Wintermonaten erwachsen, immer mehr befreit.

Schon in anderem Zusammenhang war angedeutet, daß unser Bestreben auf einen möglichst organischen Ablauf der verschiedenen Arbeitsvorgänge hinzielt. Dazu gehört aber nicht nur das wohlabgewogene Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen Mensch und Maschine beim eigentlichen Abbau. Mindestens ebenso wichtig ist eine befriedigende weitstichtige Lösung des „Berge“problems, das uns vor zwei gänzlich verschiedene Aufgaben stellt:

Die Größe der ersten Aufgabe sei durch drei Zeilen beleuchtet: Wir bauen am Erzberg täglich neben 8500 Tonnen Erz 20 000 Tonnen taubes Gestein ab. Diese 20 000 Tonnen (genau 200 Güterwagenladungen tagaus, tagein!), die uns niemand abnimmt, müssen irgendwo untergebracht werden. Und zwar dort, wo sie später beim weiteren Abbau des Erzberges nicht im Wege liegen, also nur an ganz bestimmten, wenigen, hochgelegenen Stellen. Wir müssen also, so paradox das klingen mag, das auf den unteren Etagen abgebaute wertlose Gestein hangaufwärts transportieren, um es dort auf Halden zu stürzen. Hierzu dient ein 260 Meter hoher Beförderungsschacht mit einer Stundenleistung von 400 Tonnen, nebenbei gesagt, eine der größten Förderanlagen Mitteleuropas, die es uns ermöglicht, unsere tägliche Erzgewinnung binnen kürzester Zeit auf 12 000 Tonnen zu steigern.

Handelt es sich beim Unterbringen der das Erz begleitenden Nebengesteine um die planvolle Eingliederung einer mengenmäßig aus dem Rahmen fallenden, an sich unproduktiven Arbeit, so ist zwar dem äußeren Umfange nach weniger ins Auge fallend, aber darum keineswegs weniger bedeutsam die Lösung der zweiten Aufgabe: Wie befreie ich das beim Sprengen anfallende erzhaltige Gestein möglichst weitgehend von den ihm anhaftenden „Bergen“. Wurde das Hauswerk ursprünglich nur von der Hand zerkleinert und das Eisenerz unter freiem Himmel ausgeklaut, so wird diese Trennung jetzt in Zentralfortieranlagen und Klauhütten, die in unmittelbarer Nähe der Erzgewinnungslager liegen und gegen Witterungseinflüsse geschützt sind, kam hier in drei durchgehenden Schichten gearbeitet werden und überdies ein Einsatz von Jugendlichen oder berguntauglichen Arbeitern erfolgen, eine Tatsache, die bei dem schon jetzt sich bemerkbar machenden Mangel an Facharbeitern von nicht unwesentlicher Bedeutung ist. Schon ist man aber noch einen wesentlichen Schritt weiter gegangen. Ist doch gerade in diesen Tagen ein gewaltiger Steinbrecher zur weiteren Zerkleinerung des losgeschossenen Gesteins in Betrieb genommen, und es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man diesen neuen Versuch als bedeutsamen Mackstein in unserem Kampf um die wirtschaftliche Erschließung des Erzberges bezeichnet.

Eine im Rahmen des nationalsozialistischen Wirtschaftsprogrammes liegende Teilaufgabe darf nicht unerwähnt bleiben: die soziale Fürsorge für unsere Gefolgschaftsmitglieder, die zeitweise unter erheblichen klimatischen Schwierigkeiten ihre an sich schwere Arbeit verrichten müssen. Brausen doch in den Wintermonaten — und bei uns dauert der Winter von Oktober bis April! — Schneestürme um den Erzberg,

von deren Heftigkeit sich der Bewohner der Ebene schlechtthin keine Vorstellung machen kann. Daß unter derartigen, naturbedingt ungünstigen Verhältnissen die Wohnungsfrage für die verheirateten und die Unterbringungs- und Verpflegungsmöglichkeit für die unverheirateten Arbeiter selbstverständliches Gebot sein muß, bedarf eigentlich keiner weiteren Erörterung. Wer aber gerade die am Erzberg sich in dieser Beziehung auftürmenden Schwierigkeiten kennt und weiß, wie lange die Vergangenheit vergeblich um deren restlose Überwindung gerungen hat, vermag die Größe der erst vor wenig mehr als einem halben Jahr einsetzenden, zwischenzeitlich angestrebten und von Woche zu Woche erfolgreicher durchgeführten Bemühungen um die Hebung des Lebensstandards der Arbeiter am Erzberg wirklich zu würdigen, ganz gleich, ob diese in der Anlage von Siedlungen, der Errichtung von Gemeinschaftsküchen, dem Ausbau der Aufenthaltsräume oder der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse für auswärts Wohnende zum Ausdruck kommen.

Für uns, die wir zum Teil Jahrzehnte mit dem Erzberg erwachsen sind, erschienen die Aufgaben, vor die wir uns im denkwürdigen Frühling dieses Jahres plötzlich gestellt sahen, unlösbar, und das Tempo, mit dem man von uns ihre Lösung verlangte, im ersten Augenblick unerfüllbar. Wir haben uns an die Fülle der unvermittelt vor uns aufwachsenden Probleme und Forderungen herangewagt mit dem ehrlichen Bestreben, von uns aus zu tun, was im Bereich des Menschenmöglichen war. Heute können wir feststellen: den bis zum heutigen Tage abgesteckten Teilschnitt haben wir sowohl nach der produktionstechnischen als auch sozialwirtschaftlichen Seite hin ohne jeden Abstrich erreicht. Das damals utopisch erscheinende Endziel steht heute in greifbarer Nähe vor uns. Daß wir es erreichen, ist für uns unzweifelhaft. Vor unserem geistigen Auge sehen wir schon die Erzzüge in endloser Folge auf zweigleisig ausgebauter Strecke bis an die Linzer Eisenwerke rollen, um hier ihren Inhalt in die gigantisch aufstrebende Reihe der Hochofen zu entleeren.

Rückschauend glauben wir erst jetzt den tiefsten Sinn jener uralten Sage zu verstehen, die einst Pate gestanden haben soll bei der Geburt des Erzberges: „Wählet: Gold für Jahrzehnte, Silber für Jahrhunderte oder Eisen für Jahrtausende!“ Und wir sind stolz darauf, Enkel eines Geschlechtes zu sein, das immer aus dem Dunkeln ins Helle strebte und dessen Ahnen sich trotzdem bewußt waren, daß die Geschichte eines Volkes nicht mit Jahrzehnten, sondern mit Jahrtausenden rechnen muß.“

Noch einmal werfen wir einen Blick zurück auf den Erzberg, Spiegelbild und Niederschlag eines durch keinerlei Rückschläge zu erschütternden Ringens von Jahrtausenden um die Erschließung der in ihm ruhenden Erzschätze. Abseits gelegen von jeder industriellen Zusammenballung, benachteiligt durch seine verkehrspolitische und geographische Lage, nicht selten beschwert durch die eigenbrötlerische Kurzsichtigkeit seiner Sachwalter und Besitzer, deren Interessen jahrhundertlang beispielsweise einzig und allein bestimmt waren durch ihre zufälligen Besitzrechte südlich oder nördlich des Berges, ist das steirische Erz heute zu einem organischen und nicht mehr fortzudenkenden Bestandteil der deutschen Wirtschaft geworden. Zielklare Erkenntnis der erreichbaren Möglichkeiten, verbunden mit schaffensfroher, alle Schwierigkeiten meisternder Tatkraft haben gerade im Lauf der letzten Jahre dem Gesicht des Berges neue, charakteristische Züge eingeprägt, die sein zukünftiges Aussehen ahnen lassen. Schon heute wesentlicher Träger des Gedankens „Deutscher Stahl aus deutschem Erz“ wird er schon in Jahresfrist als ein Hauptpfeiler der deutschen Erzversorgung dastehen, in seinen Höhen und Tiefen durchpulst von dem Rhythmus einer neuen Zeit, ein lebendiges, kraftvolles Wahrzeichen der großdeutschen Wirtschafts-, Volks- und Schicksalsgemeinschaft.



Deutsches Erz — deutscher Stahl.

Hauer im Magazinweitungsbau der Eisenerzgrube „Fortuna“.
(Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke G. m. b. H.)

Gemälde von Ria Picco-Rückert.



Lichtbild: Erich Angenendt.

Das Erbe.

*Auf schmalen Bord in unsres Hauses Diele,
Dem Ein- und Ausgang still zum Gruß gegeben,
Steht eine Lampe mit verrußtem Dochte:
Die Lampe, die mein Ahn durch Schächte trug.*

*Er sank ins Grab und hinterließ kein Erbe,
Danach die Diebe ihre Hände strecken,
Fromm wußte er nur Pflicht und Gott zu deuten
Und treu zu füllen seines Lebens Kreis.*

*Aus dürft'gem Hausrat warf dann Zufalls Güte
Die alte Lampe an das Licht des Tages:
Hier bin ich! Nehmt mich hin als Ahnenerbe,
Wenn ihr nach überlaß'nem Gute fragt!*

*Viel Jahreswechsel sind seitdem vergangen,
Die Söhne stiegen wie der Ahn zur Erde;
Sie hüten nun die grauvernarbte Lampe
Als teures Erbe, das lebendig blieb.*

*Gar mancher hat vor diesem Arbeitsmale
In Drang und Leid die Seele ausgebreitet,
Hat sinnend seinen Blick zum Bord gerichtet,
Die Hand dem Lampenmantel aufgelegt.*

*Und keiner ist, der dieses Wunder leugnet:
Längst ist das Öl verzehrt, das Licht erloschen,
Doch wer sich gläubig dieser Lampe nähert,
Kehrt hell und froh in seine Pflicht zurück.*

Walter Dach.



Nacht im Ruhrland.

Holzschnitte von Erich Palmowski.

Über mich selbst.

Von Erich Palmowski.

Erich Palmowski für Mitarbeit an „Hütte und Schacht“ und als Ansporn, fleißig weiter zu arbeiten“. Diese Widmung erhielt ich 1926 mit einem Jahresband „Das Werk“ von der Schriftleitung der Werkszeitschrift des Bochumer Vereins für meine erste Zeichnung, die in „Hütte und Schacht“ als Titelbild abgedruckt wurde. Der Zufall will es, daß ich heute nach vielen Jahren im „Werk“ einige meiner neueren Arbeiten zeigen und über mich schreiben darf.

Mitten im Ruhrgebiet — in Bochum — wo breitgelagerte wuchtige Industriebauten in scheinbar bizarrem Durcheinander Kunstwerke aus Stahl und Eisen bilden, bin ich 1912 geboren. Meine Vorfahren waren Arbeiter, mein Vater war Bergmann, meine Brüder sind Bergleute. Am Rande der Stadt, wo sich Zechen und Industriewerke in den Himmel recken, war ich zu Hause. Neben uns, über uns Arbeiter, meist Bergleute und Hüttenarbeiter. Da wuchs ich auf.

In der Schule war mein Lehrer ein verständnisvoller Förderer meiner Vorliebe für Zeichnen. Bald durfte ich nach Kalenderbildern und anderen Vorbildern arbeiten. Ich zeichnete in der Schule und zu Hause, nach Postkarten und nach der Natur. Maler wollte ich werden. Dekorationsmaler sollte ich werden. So wünschte es mein Vater. So wäre es auch bald gekommen. Zum Glück für mich fand sich keine Lehrstelle. Ich malte und zeichnete weiter. Maler wollte ich werden, aber wie? womit? Um eine richtige Vorstellung

davon zu haben, mit welchen Opfern das verbunden war, war ich zu jung.

Nach vielen Überlegungen war mein Vater einverstanden, daß ich auf die Kunstgewerbeschule dürfte — wenn ich aufgenommen würde. Nach den Aufnahmebedingungen, um die wir schrieben, war ich, damals 14 Jahre alt, zu jung. Für meinen Vater stand fest, daß ich, nicht aufgenommen, dann eben einen „vernünftigen“ Beruf lernen müsse.

Der Tag der Aufnahmeprüfung kam, und mit ihm tausend Ängste. Die Prüfung dauerte den ganzen Tag. Am Abend war ich Kunstgewerbeschüler. Meine Eltern konnten allein nicht für die Kosten aufkommen, das verstand auch ich. Probeweise wurde mir von meiner Heimatstadt ein Stipendium für ein Semester gewährt. Ich kam ins zweite Semester. Leider wieder probeweise. Ich arbeitete. Morgens früh aus dem Bett und nach Dortmund gefahren — am Abend spät wieder zurück. Außer dem Tagesunterricht belegte ich noch Abendunterricht. Sechs Semester — drei Jahre lang. Oft mußte ich mir Zeichenpapier leihen, und sehr oft wartete ich auf den Lohnstag, der meinen Eltern Brot und mir Arbeitsmaterial bringen mußte.

Im ersten Semester zeichnete ich nichts als Gefäße, Tische und Schemel; Gefäße in allen Größen und Formen, Tische und Schemel einzeln und zu Bergen getürmt. Zu Hause trieb ich mich beim „Bochumer Verein“ herum und zeichnete das Hochofenwerk. Die Werkszeitung des Bochumer Vereins



Zum
Schacht.

druckte die Zeichnung als Titelbild ab mit einer Anmerkung, auf die ich heute noch stolz bin, da sie alle „Werkkünstler“ zu ähnlicher Mitarbeit aufforderte, mir aber klingendes „Honorar“ brachte: blankes, schon im ersten Semester selbstverdientes Geld für mein Studium.

In den späteren Semestern entwarf ich Unfallplakate, die vom Reichsarbeitsamt angekauft und veröffentlicht wurden. Dieser kleine — damals für mich sehr große — Erfolg stimmte meine Eltern versöhnlicher. Vor Ende meines Studiums bot ich auch schon anderen Zeitungen mit Erfolg Zeichnungen an.

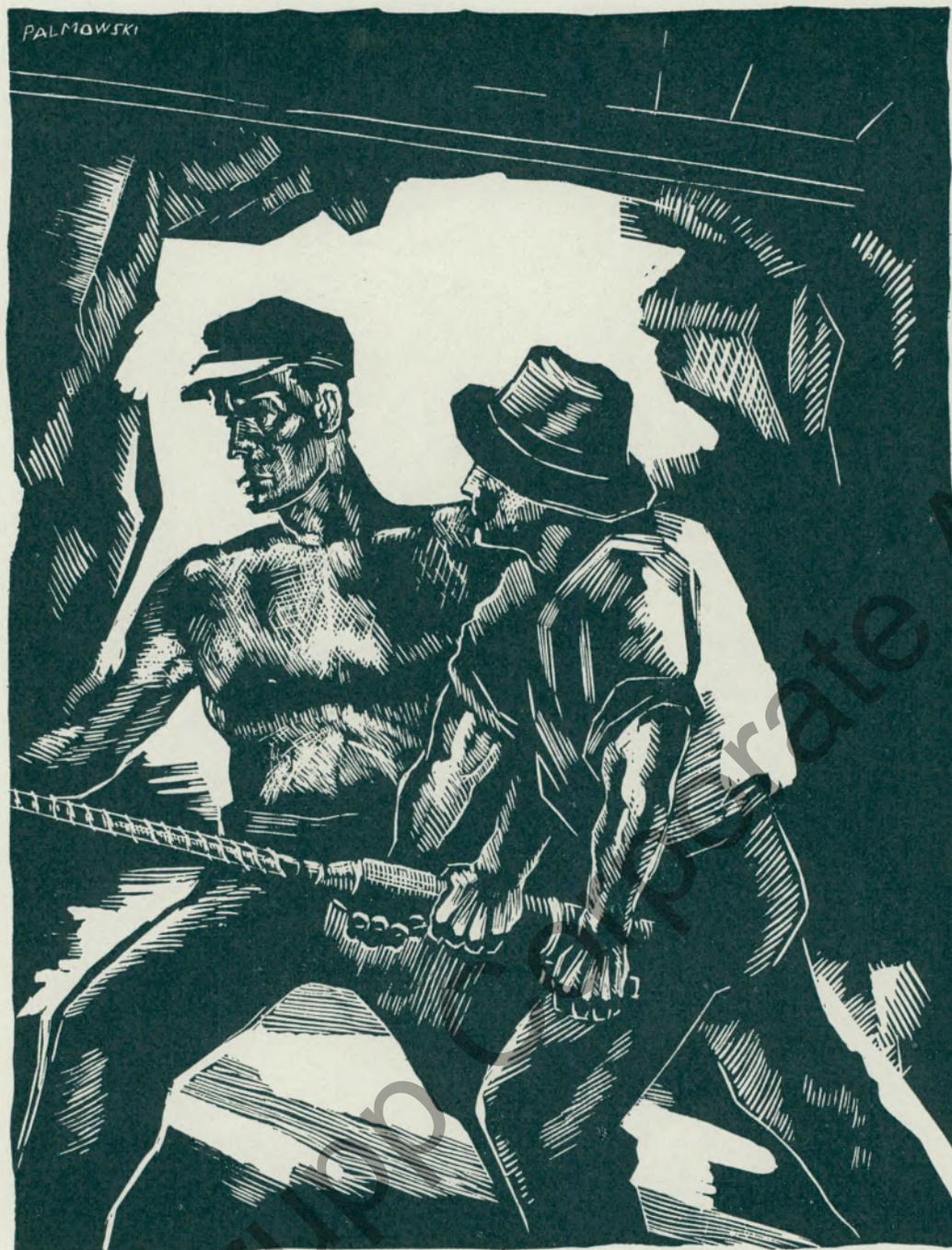
Mit dem nahenden Ende des Studiums kamen auch die Sorgen. Längst wußte ich, daß nicht nur Bilder malen Kunst sein kann, sondern daß die Gebiete der freien und angewandten Kunst groß sind, und es vor allem darauf ankam, etwas zu leisten. Ich arbeitete graphisch, zeichnete, schnitt in Holz und Linol, und malte. Ein Wandbild aus dieser Zeit hängt noch im Bergbaumuseum in Bochum. Die Annahme dieses Bildes spornte mich weiter an.

Noch oft denke ich an meine Grubenfahrt, die für mich nicht

nur ein Erlebnis war, sondern in mir den Sinn stärkte, für den Kumpel zu zeichnen, ihn darzustellen.

An einem jener Abende, an denen Hütten und Schächte in ihrer Wucht um und um Millionen von Lichtern aufblitzen lassen, geschah es, daß ich mit meinem Vater zu der Zeche ging, auf der er und meine Brüder arbeiten. Wie es im Bergwerk aussieht, weiß jedes Kind, wenn es in der Industrie aufwächst. Ich aber, der ich mit Liebe an einem anderen Beruf schildere, durfte mich während der Arbeit unter ihnen bewegen und für immer ein starkes Erlebnis mit aus der Tiefe nehmen.

Mit der Arbeitskleidung meines Bruders angefan, stand ich auf dem Zechenplatz vor der Waschkäue, zog hier und da an der viel zu weiten Hose rum, sah den Kumpels zu, die in die Waschkäue gingen und nach kurzer Zeit wieder in ihrem Arbeitszeug erschienen und zum Schacht schritten. Dann gingen auch wir, während Lärm und Glockensignale von der Hängebank näher und näher klangen, über Eisentreppe zum Schacht.



Gesteins-
bauer.

Noch einmal sah mich mein Vater an, vielleicht, um in meinem Gesicht nach meinen Gefühlen zu forschen, dann betraten wir den Korb. Kurze Signale klangen auf ... leicht glitten wir ein wenig tiefer, denn die anderen Stagen über uns mußten noch einige Kumpels aufnehmen. Der Anschläger gab das Abfahrtsignal ... und, an Tempo zunehmend, fraß sich der Korb in die Tiefe. Feuchtigkeit, von den Spurlatten abgestreift, spritzte durch die Korbwände. Die Fahrt schien ohne Ende. Endlich — als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen, und ich schwebte wieder aufwärts — nahm das Tempo ab. Der Korb stand, zog sich durch sein Eigengewicht bis an den Sohlenrand. Einige Kumpels sprangen raus, dann ging die Fahrt weiter ... Auf der Sohle 3 — 400 Meter unter Tage — verließen auch wir den Korb.

Wir gingen — Vater trug eine Wetterlampe — etwa eine halbe Stunde lang in einer Strecke, und ich hatte Gelegenheit, nach diesen und jenen Dingen zu fragen, und erfuhr so, daß die seltsamen, mit Gesteinstaub aufgefüllten Wippbühnen über uns Gesteinstaubschranken heißen, bei einer Explosion

durch den Luftdruck umkippen, und daß die herunterstürzenden Gesteinstaubmassen die Schlagwetter ersticken.

So kamen wir, während ich allerlei Erklärungen auf meine Fragen bekam, zu der ersten Arbeitsstätte, seitwärts einer Strecke gelegen. Mit gewaltig gezacktem Arm sah ich eine Schrämmaschine den glitzernden Kohlenstoß unterwühlen, hörte Abbauhämmer, durch die Kraft der Preßluft getrieben, in den nervigen Säusten der Kumpels beben, sah nur wenige Schritte weiter die Kumpels, im Flöz zusammengekauert, Kohle loshacken. Ich kroch, die Lampe vorgestreckt, staubschluckend, durch einen 40 bis 50 Zentimeter hohen und einige Meter breiten Spalt, mich an Abstützungen vorbeitaufend. Längst schon war ich beschmutzt wie die Kumpels, als wir am Stapel ankamen. Volle Wagen wurden hier mit der tief-schwarz glitzernden Kohle höher hinauf zur Fördersohle gefördert und von dort zutage geschafft. Personenförderung ist sehr gefährlich und darum verboten. Wir benutzten, wie jeder Knappe, der von hier aus höher oder tiefer gelangen will, die Fahrten. Gezimmerte Bühnen sind in kurzen Abständen angebracht und verdecken — ich empfand es besonders an-



Schlepper.

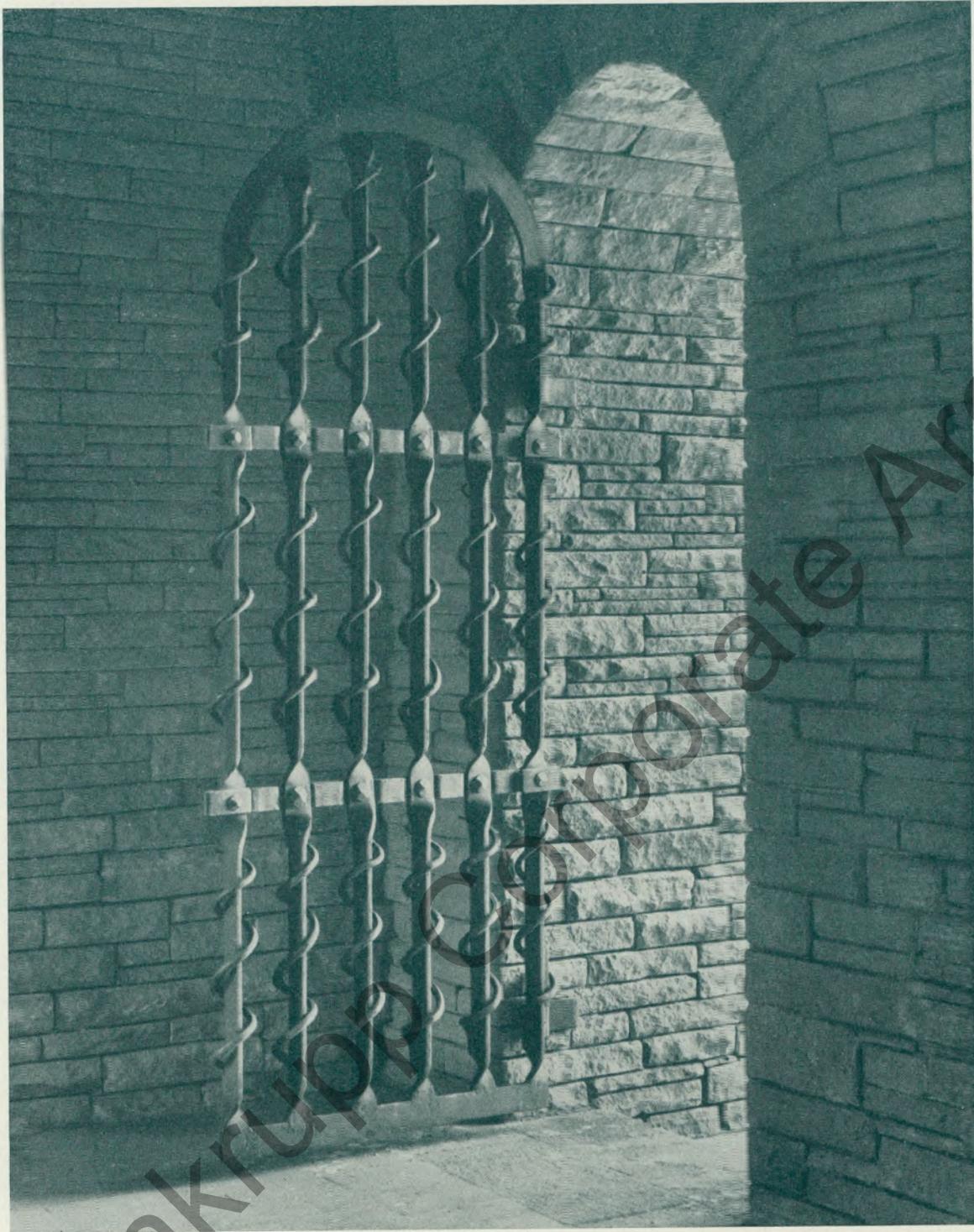
genehm — die drohende Tiefe mit dem Cumpf. Aber sonst war das Fahrtensteigen kein Vergnügen. Fahrten und Zimmerung triefen vor Nässe, Schlammteile fielen mir auf den Kopf. Wasser rann mir an den Armen entlang in die Ärmel, muffige und feuchte Luft von verfaultem Holz drang mir in die Lunge. . . so kletterten wir an die fünfzig oder sechzig Meter; dann war es geschafft. Mit „Glückauf“ begrüßten wir die mit dem Aufschieben der Wagen beschäftigten Schlepper.

Wohl über eine Stunde gingen wir dann durch einsame Strecken und kletterten durch alte Streben. Nur hin und wieder lagen starke Stempel wie Streichhölzer geknickt auf dem rostigen Gleis. Frischgesetzte Stempel und Zimmerungen ließen erkennen, daß geschickte Hände hier auf Ordnung hielten. Zuweilen krachte es dumpf und dröhnend um uns. „Der Berg arbeitet“, sagte mein Vater. Es mögen wohl schon zwanzig, dreißig oder mehr Jahre her sein, als hier noch Kohle abgebaut wurde. Heute heißt er: der alte Kohlberg. Nur der Wettermann macht jetzt hier zuweilen seine Streife, um, wie mein Vater es tat, mit der Sicherheitslampe nach schlechten Wetterern zu forschen. Kurze Zeit vor Schicht-

wechsel erreichten wir wieder den Schacht. Lange Wagenzüge standen hier, und in ununterbrochener Förderung wurden sie ans Tageslicht geschafft. Dann stiegen auch wir in den Förderkorb. In durchgehender Fahrt glitt er mit uns zutage. Schwer hing der Förderkorb an dem armdicken Stahlseil, das uns aus der ewigen Nacht dem Morgengrauen entgezog.

Später illustrierte ich Kumpelgeschichten für eine Zeitung, die für die Kumpels bestimmt war, einige Jahre hindurch. Zwischendurch schnitt ich in Holz. Immer wieder den Kumpel in seiner Umgebung und bei der Arbeit. Dann stellte ich aus. Mit Erfolg.

Ende 1934 wurde ich in die Reichshauptstadt berufen, wo ich aber bald wieder frei schaffe und für bedeutende Blätter als Mitarbeiter tätig bin. Meine ganze Liebe aber gehört der Landschaft, in der ich aufgewachsen bin. Und wenn ich weniger male und lieber das Gesicht dieser Erde und ihre Menschen in Holz schneide, dann glaube ich, am ehesten dieser Landschaft gerecht zu werden. Und wenn man mich in einer Betrachtung über meine Arbeit den „Kumpel“ unserer Maler genannt hat, dann macht mich das stolz, und ich wünsche mir, daß ich immer der „Kumpel“ bleiben möge.



Lichtbild: Volk und Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Eingang zur Ehrenhalle des deutschen Kriegerfriedhofes in Rancourt, Somme.

Die Väter.

Eine Erzählung von Rudolf Kreuzer.

Als einige Jahre nach dem großen Kriege der ehemalige Rat am Oberlandesgericht Peter Hagenauer das Haus Rosenöd am Rande einer im Süden unseres Landes gelegenen Stadt erworben und bezogen hatte, war es ein verwahrloster Herrenitz gewesen, mit einem ungepflegten Park, mit brüchigen Treppentufen, vermoosten Kieswegen und einem verwilderten Garten, in dem mit üppigen Trieben das Unkraut wucherte. Sofort nach dem Kaufe hatte Hagenauer damit

begonnen, die undurchdringliche Wildnis des Parkes zu lichten, neue Kieswege anzulegen und die verkommenen Beete instand zu setzen, aus denen in den Jahren ein blühender Rosengarten erwuchs, wie er in solch erlesener Pracht der Farben und Arten in weitem Umkreise nicht mehr zu finden war. Das ist le, etwas zu große Herrenhaus bewohnte der Gerichtsrat allein, nur betreut von der alten Hausgehilfin Babette, die ihrem Herrn gefolgt war, als er nach langjährigem Amte

in den Ruhestand getreten und es für ihn kein Bleiben mehr gegeben hatte in jenem anderen Hause der Stadt, aus dem man kurz vor Beginn des Krieges in einem schmalen Sarge seine Frau getragen hatte und aus dem, kaum ein Jahr später, im grauen Totenkleid des Krieges auch der Sohn gegangen war, dorthin, woher es keinen Weg mehr gegeben hatte. Es war still geworden um den Gerichtsrat, der, Jahr um Jahr in heißen wie in verregneten Sommern, in seinem Garten stand, zwischen dem leuchtenden Grün der Beete, bei den roten und weißen und gelben Rosen, in der duftenden Pracht der edlen „Maréchal Nils“, der schneeweißen „Westfield Stars“ und all der anderen auserlesenen Gewächse mit den schönen und fremdartigen Namen, und langsam war die Vergangenheit abgefallen von den immer noch aufrechten Schultern des einsamen Mannes, jene schmerzvolle Vergangenheit, in der immer wieder in Tagen und Nächten das stille und vom Tode verklärte Gesicht der Gefährtin seines Lebens vor ihm aufgestanden war und in der auch jenes andere Gesicht gestanden hatte: das blutige und furchtbare und unerbittliche des Krieges.

Zehn Jahre nach dem Ende des Krieges aber, da schon Vergessenheit begonnen hatte, unmerklich einen Schleier über die schmerzvollen Dinge der Vergangenheit zu legen und der Rat nur mehr in seltenen Stunden der Erinnerung die dunklen Bilder jener leiderfüllten Zeit zu sich emporsteigen sah, verblaßt und verjährt und wie aus einem tiefen, fast verschütteten Brunnen, zehn lange Jahre nach dem Kriege aber geschah es, daß plötzlich noch einmal die Vergangenheit laut und vernehmlich an die Türen seines stillen Hauses pochte und von dem Räte Einlaß begehrte.

Es war an einem Spätnachmittag im August, im Garten leuchtete die Pracht der Rosen wie kaum in einem Sommer vorher, und der Gerichtsrat stand wie immer mit Schere und Bast zwischen den Beeten, als die alte Dienerin Babette ihm eine schmale Karte überreichte und den Besuch eines fremden Mannes meldete. Der Rat blickte verwundert auf die Karte, in deren Mitte mit steilen Buchstaben ein englischer Name stand: James Marlowe. Es war nichts beigefügt, keine Bezeichnung eines Standes, keine Aufklärung, nur in der unteren Ecke die Benennung einer Landschaft: Gloucester. Eine Weile stand Hagenauer mit ratlosem Gesicht. Es fiel ihm ein, daß vor Monaten eine englische Fachzeitschrift ihn um den Abdruck einer Abhandlung gebeten hatte, in welcher er die Ergebnisse der Zucht einer neuen Rosenart niedergelegt hatte, und er dachte, daß der Engländer, der sich durch die Karte angekündigt hatte, vielleicht einer jener Blumenzüchter sei, die nicht selten auf Rosenfeldern vorkommen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und sich Ratsschläge von ihm zu holen.

Als der Rat aus dem Garten in das kleine Empfangszimmer trat, sah er vor sich einen Mann, der wohl an der Schwelle der Siebziger stehen mochte, mit einem entschlossenen, scharfgeschnittenen Gesicht, aus dem zwei helle, wache Augen blickten und dessen hoher schlanker Wuchs nur wenig von der Last der Jahre gebeugt erschien.

Der Fremde erhob sich aus dem Sessel und ging dem Räte ein paar Schritte entgegen. Ob er die Ehre habe, fragte er mit einer höflichen Verbeugung und in fließendem Deutsch, vor dem Vater des ehemaligen Oberleutnants der deutschen Armee Franz Hagenauer zu stehen.

Der Rat hob erstaunt den Blick. Und da er, mit einer ungeschlüssigen Gebärde, den Gast wieder zum Sitzen nötigend, mit mehr fragender als antwortender Stimme erwiderte, daß dem so sei, sah er, wie sich das Gesicht des anderen plötzlich erhellte und er, wie in einer jähen Aufwallung der Freude, mit einer lebhaften, fast unbeherrschten Bewegung seiner Hand nach dem Herzen griff.

Dann werde er von dem Vater wohl erfahren dürfen, wo er den Oberleutnant finden könne, fragte der Engländer,

und seine Worte standen flehend und wie eine Bitte in dem kleinen Raume des Gemaches.

Der Rat schüttelte nur leise den Kopf. Er sah an dem Gesicht des Gastes vorbei in die Ferne: Der Oberleutnant Franz Hagenauer, sagte er mit einer fremden, fast tonlosen Stimme, sei seit langem tot. Gefallen im letzten Jahre des Krieges, auf dem Schlachtfelde vor Amiens.

Eine Weile stand, wie der dunkle Schatten einer Wolke, ein betretenes Schweigen zwischen den Männern, und nur der leise, klagende Laut eines Vogels fiel durch das offene Fenster herein. Der Blick des Gerichtsrates, aus der Ferne zurückkehrend, lag forschend auf dem Gesicht des Engländers, das plötzlich wie zugeschlossen schien und aus dem alle Farbe gewichen war.

Der Gerichtsrat möge verzeihen, kam es mühsam über die Lippen des Engländers, wenn er, der Fremde, an Dinge der Vergangenheit gerührt habe, von denen er nicht habe wissen können, daß in ihnen so schmerzliche Erinnerungen für einen Vater beschlossen seien. Als er von England aufgebrochen sei, habe er gehofft, den Oberleutnant Franz Hagenauer noch unter den Lebenden zu finden. Nun, da ihm auch diese Hoffnung zerschlagen sei, habe das Schicksal ein letztes und entscheidendes Wort gesprochen.

Wieder war es still zwischen den Männern. Aber es muß wohl etwas Unausweichbares in dem Blicke des Gerichtsrates gewesen sein; denn nun hob der Engländer kaum merklich die Hand, als bringe er mit dieser kleinen Bewegung die Wand des Schweigens zum Stürzen, die zwischen ihnen aufgerichtet stand, und er begann mit verschleierter Stimme zu sprechen: Er sei dem Räte Aufklärung schuldig, nachdem er, wenn auch gegen seinen Willen, den Geist eines Toten beschworen habe. Der Rat möge erlauben, daß er ihm diese Aufklärung gebe. Auch er sei der Vater eines Offiziers, des ehemaligen Leutnants Harry Marlowe von den Gloucester-Scharfschützen. Und auch den Leutnant Marlowe habe der Krieg verschlungen. Wenn aber der Oberleutnant Hagenauer den ruhmreichen und ehrenvollen Soldatentod auf dem Schlachtfelde gefunden habe, so sei der Leutnant Marlowe eines schimpflichen und entehrenden Todes gestorben, des Todes von eigener Hand. Nachdem der Spruch des Kriegsgerichtes ihn wegen Feigheit vor dem Feinde für unwürdig befunden habe, Titel und Rang eines Offiziers zu bekleiden.

Es war wohl eine sehr heftige Bewegung, mit welcher der Gerichtsrat seinen Arm auf den kleinen runden Tisch, an dem sie saßen, fallen ließ, denn plötzlich klorre es leise auf, als sei irgendwo ein Glas zerprungen. Der Engländer aber hatte sich erhoben, er ging mit unruhigen, erregten Schritten in dem engen Raume auf und nieder: Er brauche wohl dem Gerichtsräte nicht zu versichern, daß das Urteil jenes Kriegsgerichtes falsch gewesen sei. Daß es falsch gewesen sein müsse, wenn nicht die jahrhundertalte Überlieferung des Hauses Marlowe zusammenstürzen sollte. Daß ein Marlowe nicht aus Feigheit vor dem Feinde fliehe. Er sei bei allen Dienststellen gewesen, fuhr er dann mit etwas ruhiger gewordener Stimme fort, bei allen Behörden, sei bis zum Kriegsminister vorgedrungen. Überall bedauerndes Achselzucken. Überall die gleiche, schweigende Achtung vor den ergrauten Haaren eines greisen Vaters. Überall die gleiche Auskunft: Der Leutnant Harry Marlowe sei allein zu der Truppe zurückgekehrt, indes auch noch der letzte Mann seiner Leute auf dem Schlachtfelde geblieben war. Der Leutnant selbst habe sich geweigert, eine Erklärung für sein Verhalten abzugeben. Das Urteil jenes Kriegsgerichtes sei unantastbar, solange nicht ein schlüssiger Beweis des Gegenteils erbracht werde. Der Engländer machte eine müde Handbewegung: Beweis des Gegenteils! Seit zwölf Jahren jage er diesem Beweise nach, so vergeblich wie seinem eigenen Schatten. Die Ruhe seines Alters, sein ganzes Vermögen,

alles habe er geopfert. Alles vergeblich. Nirgendwo eine Fährte. Nirgend ein Ziel. Alle Spuren verwischt. Alle Fäden zerrissen. Und nun noch die letzte Hoffnung: der deutsche Oberleutnant Franz Hagenauer! Durch einen englischen Sergeanten habe er von dem Namen gehört. Erst vor einigen Wochen. Ein deutscher Kriegsgefangener, der kurz vor dem Ende des Krieges im Lager verstorben sei, habe jenem Sergeanten oft von dem Oberleutnant erzählt. Hagenauers Regiment sei am 18. Oktober des Jahres 1916 vor Sailly gestanden, dies müsse als erwiesen gelten.

Der Rat hob überrascht den Kopf: „Am 18. Oktober 1916? Vor Sailly? In der Schlacht an der Somme?“

Schweigend nickte der Engländer. Er sah gespannt in das Gesicht Hagenauers, als warte er noch auf Worte.

Er erinnere sich eines Briefes seines Sohnes, sagte nachdenklich der Gerichtsrat, des seltsamsten Briefes, den der Oberleutnant an ihn geschrieben habe. Nun sei es doch wohl so, daß sein Gast nicht vergeblich nach Rosendö gekommen sei. — Und mit diesen Worten stand er auf und ging zu dem kleinen Schreibtisch, nahe bei dem geöffneten Fenster.

Der Engländer sah, wie Hagenauer ein dickes Bündel vergilbter Briefe aus der Lade nahm. Wie er Brief um Brief durch seine schmalen braunen Hände gleiten ließ, wie diese Hände, seit langem nur gewöhnt, mit Rosen umzugehen, leise zitterten. Wie sie endlich stille lagen.

Und dann, als schon die Dämmerung in dem Raume stand und ein leichter Wind aus dem Garten herauf den vollen Duft der Rosen durch das Fenster in das Zimmer trug, erhob sich der Rat, ging an den Tisch zurück, zündete mit der jäh aufblitzenden Flamme eines Streichholzes die Kerzen des dreiarmligen Leuchters an und reichte dann dem Engländer ein schmales Blatt Papier hinüber. Er habe den Brief des Toen gefunden, sagte er mit einer leisen, fast flüsternden Stimme, als säße noch ein anderer, Unsichtbarer mit an dem Tische . . . er sei, wie das Datum zu erkennen gebe, geschrieben vor Sailly am 19. Oktober 1916.

Und nun waren es die Hände des Engländers, welche zitterten, als sie nach dem Briefe griffen und ihn lautlos entfalten. „Mein lieber Vater!“ stand da in großen, steilen Schriftzügen über den flüchtigen, bis an den Rand gedrängten Zeilen, und Marlowe begann zu lesen: „Meine tapfere Kompagnie hat gestern vor Sailly eine der beherrschenden Stellungen der Engländer gestürmt. Nicht dieses kriegerischen Erfolges wegen schreibe ich Dir diese Zeilen, so befreiend für die bedrängte Lage, in der sich in diesen Tagen unser Regiment befand, er auch gewirkt haben mochte. Auch nicht um des wiedergewonnenen Lebens willen, das mir auf eine seltsame und fast wunderbare Weise zurückgegeben wurde, nachdem es schon in der Hand des Feindes gewesen war. Ich schreibe Dir, mein lieber Vater, um Dir von einem Erlebnis zu berichten, das ich bei jenem mörderischen Sturm hatte und das mich, zum ersten Male in den langen Monaten des Krieges, mit einer dunklen und lähmenden Unruhe erfüllt, weil es plötzlich über mein Tun und Denken jenen verwirrenden Schleier von Gefühlen gelegt hat, welche die Entschlossenheit und das Handeln eines pflichtbewußten Soldaten und Offiziers an der Front auf eine gefährliche und beängstigende Weise zu hemmen drohen. Die feindliche Stellung, die wir stürmten und deren stärkster Stützpunkt die Mauer des Kirchhofes von Sailly war, haben wir erst nach langen und erbitterten Kämpfen und nur unter blutigsten Verlusten nehmen können. Die Seele des gegnerischen Widerstandes war ein Leutnant der Gloucester-Scharfschützen, ein Jüngling noch, groß und schlank und schön wie ein antiker Gott. Nie sah ich einen tapfereren Feind. Als schon fast alle seiner Leute im Feuer unserer Gewehre gefallen waren, bediente er allein noch ein Maschinengewehr, bis er die letzte Patrone aus dem Gurt gejagt hatte. Dann stand er aufrecht, nur mehr ein paar Über-

lebende um sich, und schleuderte Handgranaten in unsere anstürmenden Reihen. Ich stürzte mich auf ihn, aber plötzlich wurde mir von einem ihm zu Hilfe eilenden Engländer der Revolver aus der Faust geschlagen und ich zu Fall gebracht. In diesem Augenblicke aber geschah das Seltsame, Wunderbare: Ich sah den ausgestreckten Arm des Leutnants über mir, und in seiner Hand funkelte das helle, blitzende Metall einer Pistole, das kleine runde Loch der Laufmündung war auf meine Stirne gerichtet; ich schloß die Augen und erwartete den tödlichen Schuß.

Einen Herzschlag lang lag ich so, des Endes gewärtig, da aber kein Schuß sich aus dem Laufe löste und ich verwundert die Augen aufschlug, schon an ein Versagen der Waffe glaubend, da sah ich, wie der Leutnant die Hand mit der Pistole sinken ließ und wie abwartend auf mich herniederblickte, gleichsam als sei es selbst in solchen Augenblicken der Bedrängnis und Gefahr ihm nicht erlaubt, einen wehrlos gewordenen Feind zu töten. Er stand auch noch so, als schon die ersten meiner Leute auf ihn einstürzten und sich seiner bemächtigten. Ich rettete durch mein Dazwischentreten den tapferen Offizier aus den Händen meiner Soldaten, die ihn in begreiflicher Erregung über die blutigen Verluste, die er durch seinen hartnäckigen und beispiellosen Widerstand verursacht hatte, vielleicht getötet hätten. Dies war wohl meine Pflicht gewesen. Jenes andere aber, das war gegen meine Pflicht und eines Kriegers unwürdig, und Du sollst es wissen, lieber Vater: ich habe dem englischen Leutnant die Freiheit wiedergegeben, indem ich ihn, hinter dem Rücken meiner Leute, aus der Gefangenschaft entlassen ließ. Das war Verrat an meinen Kameraden, an meiner Pflicht, an meiner Ehre. So bleibt ein Makel haften an dem nicht mehr reinen Schilde meines soldatischen Gewissens: Ich habe unrecht getan, wie jener unrecht tat, der die Pistole sinken ließ.“ —

Lautlos fiel aus den zitternden Händen des Engländers der Brief auf den Tisch. Und nun hob der Rat kaum merklich den Blick zur Höhe und sah in das Gesicht des anderen, das, von dem flackernden Schein der Kerzen beschattet, sich vor ihm aus der halben Helle des Raumes hob, mit grauen Schläfen und denselben Furchen des Alters um die wissenden Augen, die auch ihm sich eingegraben hatten seit jenen Jahren des Krieges, und plötzlich stieg die verwüstete Kraterlandschaft des Sommeschlachtfeldes vor seinem Blicke auf, und im Rauch und Brande des Granatfeuers stand dieses selbe Gesicht, aber nicht alt mehr und greisenhaft, sondern jung und noch ohne die Furchen und das Grau der Schläfen, und es gehörte dem jugendlichen englischen Offizier, der, zum Schusse anlegend, die Pistole hob und sie dann plötzlich und auf eine überraschende und unfassbare Weise wieder sinken ließ. Es war in diesen kurzen Augenblicken, in denen solche Erscheinungen und Gesichte vor ihm aufgestanden waren, dem Räte nicht anders zumute, als erlebe er dies alles schon vor Jahren und nicht an ihm, sondern an dem Sohn Geschehene nun noch einmal an sich selber, mit seinem eigenen Wesen zwar, aber doch nicht mit den Empfindungen des eigenen Leibes und der eigenen Seele, sondern auf eine rätselhafte und geheimnisvolle Weise mit fremden, nicht ihm zugehörigen, gewissermaßen geborgten Empfindungen, mit den Sinnen und Gefühlen des Sohnes, aber doch mit einer persönlichen Kraft des Erlebens, die wohl aus dem gemeinsamen Blute hergekommen war. Und da der Rat, immer noch den Blick auf das einsame und verschlossene, vom Schattenspiele der Kerzen umflackerte Gesicht seines Gegenübers gerichtet, wie in einem seltsamen Zwielicht der Gefühle die dunkel mahnende Stimme des Blutes vernahm, da wußte er mit einem Male, daß jetzt, in diesem Augenblicke, auch der andere der plötzlichen Verwandlung preisgegeben war und, sei es auch nur für die Zeit von ein paar Herzschlägen lang, in ein Gesicht sah, welches zwar das des Gerichtsrates Peter Hagenauer war,



Im Kampfgebiete der Somme 1916.

Lichtbild: Heeresarchiv Potsdam.

nur jung noch und ohne das silberne Grau der Schläfen, das aber doch nicht dem Gerichtsräte Hagenauer, sondern einem jugendlichen deutschen Offizier gehörte, der mit einer leichten, fast höflichen Gebärde einem Feinde den Weg durch das dornige Gestrüpp des Drahtverhaues in das Freie wies.

Die Hand des Gerichtsrates zitterte ein wenig, als sie sich zu dem Leuchter aufhob, um einen niedergebrannten Docht wieder aufzurichten. Nun, da zwischen den ergrauten Vätern der vergilbte, noch vom Lehm des Grabens angefärbte Brief lag und nach lange vergangenen, fast vergessenen Jahren noch einmal die Stimme des Sohnes herüberrief aus einer anderen Welt, über Abgründe voll Blut und Rauch und Feuer hinweg, nun, da zwischen den Lebenden noch einmal die Toten aufgestanden waren und ein Zeichen gegeben hatten, vielleicht einer Rechtfertigung, vielleicht einer Anklage, da wurde es dem Gerichtsräte Peter Hagenauer offenbar, wie wenig die Väter von den Söhnen wußten, ja wie wenig sie selbst von jenem unbegriffenen und geheimnisvollen Kriege wußten, in dessen Schatten sie doch vier schmerzvolle Jahre lang gestanden hatten. Mit welchen Maßstäben hatte jene Jugend, die der Krieg zerschmetterte, gemessen? War es schimpflich, die zum Schusse angelegte Pistole sinken zu lassen vor einem Feinde, der in diesem Atemzuge wehrlos war und nicht mehr Feind? Oder wog das Leben schwerer als der Tod in einer Zeit, da selbst der Tod schon müde ward? Was war dort Ehre? Was war Pflicht? Was war Gewissen? Traf den ein Makel, dessen Herz nicht hart wie Stahl und Eisen und nicht gefeilt war gegen das Gefühl der Dankbarkeit? Trennte der sich von der Gemeinschaft der Untadeligen, der sein eigenes Leben zurücknahm aus der offenen Hand des Feindes, oder der, dessen Finger dem gefangenen Gegner den Weg ins Freie wies?

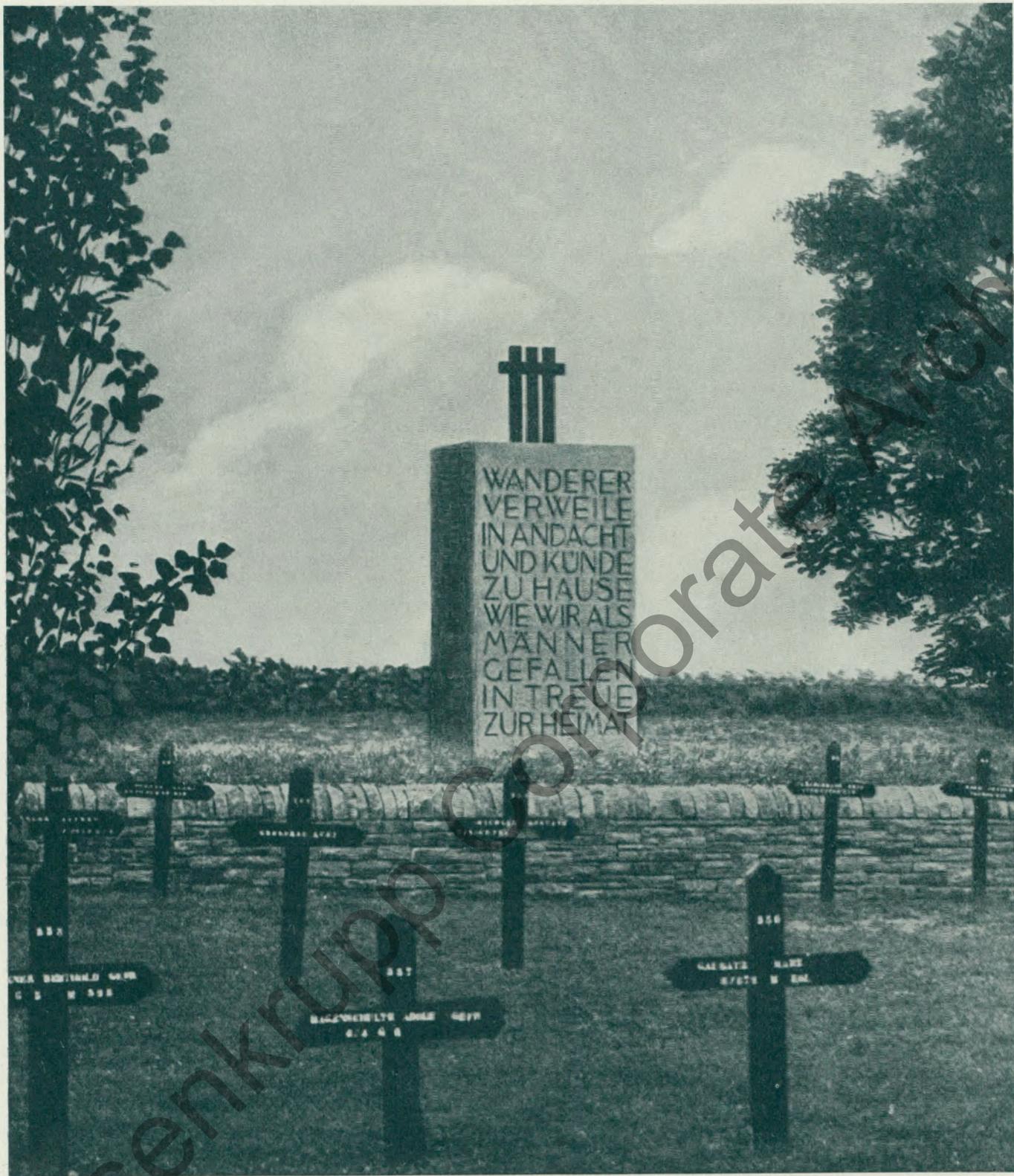
Der Rat wußte es nicht. Er wußte nur das Wort, das dort in jener geheimnisvollen Welt die Hand des Sohnes

auf einen Brief gesetzt hatte: „Ich habe unrecht getan, wie jener unrecht tat, der die Pistole sinken ließ.“

Vor dem Fenster stand schon die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht, und es wäre die Zeit gewesen, das Licht anzudrehen. Aber es war wohl so, daß der Rat nicht wagte, das ferne, fast jenseitige Gesicht des anderen der unvermutet herniederstürzenden Flut des Lichtes preiszugeben und wehrlos in die grelle Wirklichkeit zu stellen; auch mochte wohl der Rat es als geziemender empfinden, in jener feierlichen Stunde, da über Zeit und Raum hinweg die Stimme eines Toten aus seinem fernen und unbekanntem Grabe gesprochen hatte, in den verschwiegenen und wie von einem unsichtbaren Atem angewehten Schein der Kerzen zu blicken, als in den kalten und toten Glanz einer künstlich erzeugten Helligkeit. So blieben die beiden in dem halben Dunkel des dämmernden Raumes, in dem still mit hohen steilen Flammen die Kerzen brannten, und sahen in das dreifach aus dem silbernen Arme des Leuchters aufsteigende Licht, indessen ihre Seelen nach jenem fernen und verhüllten Land um Antwort riefen.

Der Mond stand mit schmaler, dünner Sichel im offenen Geviert des Fensters, der Ast eines unsichtbaren Baumes hing davor und tastete im Dunkel hin und her. Ganz in der Ferne schlug irgendwo ein Hund an. Die beiden Väter hörten es nicht. Sie sahen nicht den Glanz des Mondes, noch den blauen Bogen des Himmels, der, mit Sternen besät, sich groß und schweigend vor dem Fenster wölbte. Dort, wo ihre Gedanken weilten, war die Nacht von Blitzen erhellt, dampfte das Feld von Rauch und Blut und Nebel, war eine feurige Wand aufgerichtet wie vor dem Rande der Welt.

Es habe also, sagte der Engländer nach langem Schweigen, der Weg, den der ritterliche Oberleutnant Hagenauer dem Leutnant Marlowe gewiesen habe, nicht in die Freiheit, sondern in den Tod, in einen selbstgewählten Tod geführt, wie auch das Leben, das der Leutnant Marlowe dem Oberleutnant Hagenauer zurückgegeben hatte, kein geschenktes,



Leichtbild: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Deutscher Ehrentfriedhof an der Somme

sondern nur ein geliches gewesen war, bis es ein Stärkerer zurückgefordert hatte.

So sei es wohl gewesen, nickte der Ra. und mit einer scheuen, fast demütigen Bewegung legte er die welke, von bläulichen Adern durchzogene Hand auf die des andern, die vor der unvermuteten Berührung leise zusammenzuckte, aber doch ruhig liegenblieb, als läge sie in der sicheren Hufe eines Verbündeten. Vielleicht aber, setzte der Gerichtsrat

mit verschleierter Stimme hinzu, sei das, was heute den Vätern nur grausam und ohne Sinn erscheine, doch von einer tieferen Gerechtigkeit erfüllt gewesen, von einer Gerechtigkeit freilich, die nicht in dieser, sondern dort in jener rätselvollen und unbegreifenen Welt des Krieges zu Hause war, die sich den Vätern verschloß und nur für die Ehne Geltung hatte, für alle jenseitige Geltung hatte, die an sie brechen waren nach dem düster flackernden Lande des Todes.

Der Blick Marlowes, wie aus einer weiten Ferne zurückkehrend, lag auf dem klugen und gütigen Gesicht Hagenauers. So sei auch der Spruch des Kriegsgerichtes von jener anderen Gerechtigkeit erfüllt gewesen, sagte er dann mit zögernder Stimme und wie zu sich selbst, von jener Gerechtigkeit, die nach der Meinung des Rates die der Söhne gewesen war?

Er sei von jener tieferen Gerechtigkeit gewesen, erwiderte der Rat und zog unmerklich seine Hand aus der des anderen.

Auch wenn er, was ja nun wohl erwiesen sei, falsch gewesen war? fragte Marlowe und wandte den Blick dem Lichte zu, von dem das gelbe Wachs zu tropfen begann.

Der Spruch, den Marlowe meine, sagte der Rat, sich aufrichtend und nicht ohne Nachdruck, sei nicht von jenem Kriegsgericht gesprochen worden, sondern von dem jungen Leutnant Marlowe selbst. Ob er falsch gewesen war oder nicht, darüber geizte es den Vätern nicht zu rechten.

Es war wohl auf diese Worte nichts mehr zu erwidern, denn der andere hob nur ein wenig das Gesicht und blickte wie fragend in die ernsten, wissenden Augen des Gerichtsrates, als füge er sich schweigend in dessen größere Erfahrung.

Eine Weile war es ganz still in dem Zimmer. Um das schlafende Haus strich flüsternd der Nachtwind und spielte in den weißen, sich bauschenden Vorhängen. Wie von einem fremden, unsichtbaren Anhauche bewegt, flackerten die Kerzen. Der Gerichtsrat sah, wie in dem Gesicht des Engländers sich etwas veränderte. Es war blaß, von einer leisen Trauer beschattet und gleichsam von innen durchleuchtet, aber ohne die qualenden Zweifel mehr und so, als ob in ihm eine Bewußtheit lebe, gegen die keine Worte mehr zu stellen waren.

Er sei der Meinung, erklang plötzlich die Stimme Hagenauers, daß das Kriegsgericht ein anderes Urteil nicht habe fällen können. Das Rätsel, um das er sich mühe, sei aber dies, warum der Leutnant Marlowe vor jenem Kriegsgericht geschwiegen habe. Es kehre keiner um, der die Embleme eines Offiziers am Tuche seines Waffenrockes trage, und käme allein zurück, indessen der Letzte seiner Leute durch das dunkle Tor des Todes gehe oder der Gefangenschaft ver falle. Und auch der Leutnant Marlowe sei nicht umgekehrt vor diesem Tore; es habe sich ihm nur verschlossen. Warum aber habe er geschwiegen? Warum habe er es geschehen lassen, daß das, was Schicksal war, sich im Urteile der Unwissenden zur Flucht und Feigheit wandelte?

Der Engländer sah forschend in das ratlose Gesicht des Deutschen. Dann hob er noch einmal den Brief vom Tische auf und ließ den Blick über die verblichene, vielfach verwischte Handschrift gehen, bis er an jener Stelle haften blieb, an der der Oberleutnant eines bayerischen Infanterieregiments, Franz Hagenauer, sich zu dem Leutnant Harry Marlowe von den Gloucester-Scharfschützen als einem ehrenhaften und tapferen Feind und Offizier bekennt.

Es war wohl so, daß der Gerichtsrat Peter Hagenauer in diesem Augenblicke wußte, an welcher Zeile des Briefes der suchende Blick des anderen stehen geblieben war; denn plötzlich geschah es, daß in der lautlosen Stille des von dem flackernden Schein der Kerzen erfüllten Gemaches, wie aus einer unsichtbaren Ferne hervorgerufen, die Worte aufklangen und wie Flammen über den ergrauten Häuptern standen, die gleichen schlichten und achtungsvollen Worte, welche vor langen Jahren in den Gräben des Krieges ein deutscher Offizier von einem englischen geschrieben hatte: „Nie sah ich einen tapfereren Feind.“

Es war der Gerichtsrat, aus dessen Munde dieses Wort gefallen war. Aber beide wußten, daß nicht er es gesprochen hatte. Daß es eine ferne, jenseitige Stimme, daß es die Stimme eines Toten war. Daß einer, der zum Richter aufgerufen war, sich dort auf seinem fremden Stern erhoben hatte, um das letzte, entscheidende Gewicht für einen Kame-

raden in die Waagschale zu werfen. Daß die Waagschale des Leutnants Marlowe starr und unverschiebbar stand und keinem Zweifel und auch keinem Spruche eines Kriegsgerichtes mehr an ihr zu rühren erlaubt war.

Kein Wort, kein Anruf, nicht die leiseste Bewegung fiel in die Stille, die nun folgte. Nur die hohen, weißen Vorhänge an dem offenen Fenster wehten leicht im Winde der Nacht.

So sei denn, sagte der Rat nach langem Schweigen und nicht ohne Wärme, das letzte Geschenk, welches das Schicksal seinen siebenzig Jahren noch zu schenken habe, jenes, den Brief des Sohnes in die Hände eines Vaters legen zu dürfen, dessen gramverdunkeltes Alter er wieder mit dem Lichte seiner tieferen Gerechtigkeit erbellen möge. Und mit einem halb fragenden Blick nach dem Engländer hin setzte er mit plötzlich veränderter, gleichsam verhärterter Stimme hinzu, daß sich ja nun wohl in England niemand mehr der überzeugenden Wucht der Argumente jenes Briefes aus der Hand eines ehemaligen Feindes werde verschließen können.

Der Engländer hatte die Stirne in die Hand gestützt; seine Augen waren von einem seltsamen Glanze erfüllt und wie erhellt von dem aufglühenden Schein einer späten Freude. Nur der Mund war noch beschattet, wie von dem dunklen Flügelschlag einer schweren und leiderfüllten Erinnerung.

Dann kamen zögernd Worte über seine Lippen: Es sei ihm also jener Brief zu treuen Händen übergeben und, wenn er den Gerichtsrat recht verstanden habe, bedingungslos und ohne jede Einschränkung, was immer auch mit ihm geschehen möge.

Hagenauer hob verwundert den Kopf. Es war, als dächte er eine Weile nach. „Was immer auch mit ihm geschehen möge“, sagte er dann mit leiser, aber fester Stimme.

Und da, während der Blick des Deutschen noch auf dem Gesichte des Engländers liegt, da geschieht es, daß dieser, plötzlich sich erhebend und dem Rate wie in einem schon vorweggenommenen Einverständnis zunicke, mit einer stummen, wortlosen Gebärde den Brief vom Tische nimmt und ihn über eine der steilen Kerzenflammen hält, die, mit fablem, bläulichem Lichte auflohernd und für einen Herzschlag lang den dämmernden Raum des Gemaches jäh erhellend, zischend nach ihm fährt, ihn in den schwelenden Brand des Feuers reißt und rasch wieder verglüht, indes wie ein feiner, lautloser Regen die graue Asche auf das blankte Holz des Tisches stäubt.

Es war kein Wort gesprochen worden. Nur der Wind flüsterte noch immer, und der Mond stand schmal im hohen Fenster des Gemaches, in dem wieder still mit hohen steilen Lichtern die Kerzen brannten.

Erst nach einer langen Weile gewahrten es die beiden, daß die Hand des einen in der Hand des anderen lag. Der Gerichtsrat blickte auf die Aschemasse, die wie ein feiner, grauer Schnee auf dem dunklen Holze des Tisches lagen, und es war, als wollte er noch etwas sagen, ein Letztes und Gültiges, auch Tröstendes vielleicht. Aber noch ehe er die Lippen öffnete, traf ihn ein warmer, seltsam leuchtender Blick des Engländers.

„Die Söhne . . .“ sagte er da nur, ganz leise und zögernd und brach gleich wieder mitten im Worte ab.

Und dann standen sie auf, und indes der Gerichtsrat den Arm leicht um die Schulter seines Gastes legte, schritten sie, zwei späte Freunde und Verbündete, über die Schwelle des Gemaches in das anliegende Zimmer, in dessen plötzlich erhelltem Raume aus mattgoldenem Rahmen das Bild des Oberleutnants Hagenauer auf sie herniederblickte, im grauen, schmucklosen Kleide des Niemandlandes und mit einem fernem, geheimnisvollen Lächeln unter dem stählernen Helm.



Wollmarkt in Braunschweig.

Holzschnitt von Fritz Köhrs.

Fragmente über das Dichtertum, den Dichter und das Dichterische.

Von Otto Heuschele.

Würde und Maß des Dichtertums werden immer gemessen werden an der Sprache, die der Dichter schreibt.

Das Entscheidende ist auch beim dichterischen Schaffen die Arbeit. Wer nicht arbeitet, erst an sich selbst, dann an seiner „Technik“, das heißt der Fähigkeit, Erlebtes, Erfahrenes, Aufgetragenes in der Sprache zu gestalten, wer schließlich nicht an seinem Werke arbeitet, der wird kaum Großes schaffen. Man spricht zwar mit Recht von der Eingebung, von dem überpersönlichen Auftrag des Dichters, man nennt

ihn einen Sprecher des Volkes, der Nation; solches ist gut und schön, und wir wollen nicht müde werden, gerade diese Sendung des Dichters zu ehren, aber Sprecher in diesem Sinne kann nur der sein, der gelernt hat, mit der Sprache als mit einem kostbaren, aber auch verpflichtenden Stoffe umzugehen, der also wirklich sprechen, das heißt Ewiges und Gültiges gültig aussprechen kann.

Der Dichter darf nie müde werden, zu lernen. Wer indessen,

wird man fragen, sind seine Lehrer? Die größten Meister des Wortes aller Nationen, vor allem aber die des eigenen Volkes sind dazu eben gut genug. Aber nicht nur die Meister des Wortes, sondern auch die Meister des Lebens, die großen Menschen auf allen Lebensgebieten. Und vor allem und immer wieder die unerschöpfliche Natur!

Es ist schwerer und ernster, notwendiger und verpflichtender, wirkliche dichterische Prosa zu schreiben als Verse von nur makelloser Gestalt. Ohne ernste menschliche Zucht, ohne letzte innere Ordnung des hervorbringenden Menschen wird keine zuchtvolle und dichterisch gestaltete Prosa entstehen.

Wer nicht um einen Satz, um einen Vers ringen kann wie um seines Lebens Seligkeit, der verdient den Namen eines Dichters nicht!

Es ist kein großer Dichter denkbar ohne die Gnade, aber auch keiner ohne die Arbeit. Jene, die einmalig und unwiderstlich ist, wird nur durch diese erhalten.

Die Stellung des Dichters im Volke ist auch heute noch eine seltsam verkannte. Vielen erscheint er immer noch als ein Sonderling, als ein wohl zu entbehrender Träumer, der den großen, die Nation bewegenden Fragen fremd gegenübersteht. Die Verfertiger guten oder schlechten Unterhaltungsschrifttums sind ihnen näher und vertrauter. Nur wenige wissen, daß der wirkliche Dichter, und von ihm sprechen wir hier nur, in der Gemeinschaft des Volkes so wichtig ist wie der Arzt und der Seelsorger, der Offizier und der Beamte. Sein Amt ist ein Hüter- und Wächteramt der Sprache und damit der Seele und des Herzens. Er wacht über das kostbarste Gut eines Volkes, über die Sprache. Man verwechselt den Dichter leider noch immer mit dem Halbdichter, dem Poeten, der ohne Gnade und ohne überpersönlichen Auftrag seine Verse oder seine Prosa schreibt. Beides meist ohne Zucht und Haltung, ohne Verpflichtung und Verantwortung und darum auch ohne tieferen Sinn.

Es ist die Aufgabe der Dichtung, mitzuarbeiten an der Bildung einer Nation und die schon gewordene Nation zu erhalten. Denn die Sprache, über die der Dichter wacht, die er mit neuem Lebensatem erfüllt, ist das stärkste und gültigste Bindemittel, das den einzelnen an die Nation bindet.

Wer die Dichtung aus dem Leben herausreißt, zerstört sie. Dichtung kommt aus dem Leben und will zum Leben. Sie ist eine der allerhöchsten Formen des Lebens. So muß die Dichtung vor dem Leben, das Leben aber auch vor der Dichtung bestehen.

Nie hat die Dichtung eine so große und verpflichtende Aufgabe und Sendung wie in den Notzeiten eines Volkes.

Wer nicht den Willen hat, für die Unsterblichkeit zu schreiben, der wird auch nicht für die Zeit zu schreiben berufen sein.

Wer eines Volkes Sprache schändet, der schändet ihr heiligstes Gut, und doch dürfen es viele ungestraft tun!

Die Geschichte der Dichtung ist noch einmal die Geschichte eines Volkes von innen, von seiner Seele her. Den Schlachtfeldern der Kriege entsprechen hier die Schlachtfelder einsamer Menschenherzen und des oft in letzter schöpferischer Einsamkeit kämpfenden Geistes.

Wie die Staatsmänner und Politiker den wirklichen Raum einer Nation bestimmen, so die Dichter den geistigen. Jener kann ohne diesen und dieser ohne jenen nicht bestehen. Der geistige Raum aber ist erfüllt und gebildet von unsichtbaren Kräften und Mächten, die Herz und Seele, Geist und Gemüt der Menschen ergreifen, bestimmen und bilden. Wer weiß, welcher starken Einfluß Herz und Seele, Geist und Gemüt auf das Leben des einzelnen Menschen haben, der vermag wohl abzuschätzen, welchen Einfluß der geistige Raum einer Nation somit auf die Gesamtgestalt der Nation hat.

Das Höchste, um das sich ein Dichter mühen kann, ist ein Lebenswerk, zu dem jedes einzelne Werk ein Stück beitragen muß. Das Lebenswerk wird aber nicht als eine Summe einzelner, lose aneinandergereihter Werke, sondern als Lebensleistung eines mit dem Schicksal um das Leben kämpfenden, nach Gestalt verlangenden Menschen erscheinen.

Wie viele Verführungen, Versuchungen stellt die neuere Zeit dem jungen Dichter entgegen! Hier lockt ihn der niedrige Wunsch der Masse, dort der Erfolg; hier Ruhm oder geldlicher Gewinn, da stört ihn die Unruhe der Zeit oder die eigene Unruhe und Eitelkeit. Wie viele junge Dichter, die reinen Willens und reiner Seele in die Welt traten, wurden viel zu früh von diesen und anderen Lockungen und Versuchungen verwirrt und von ihrem Weg abgezogen! Wie wenige wahrten ihre Haltung und blieben Dienende, die sich vor nichts anderem zu verantworten bereit sind als vor dem ewigen, aber das Höchste fordernden Genius der Poesie und dem Gewissen der Nation!

Wo ein wesentliches dichterisches Werk entstehen soll, fordert es das rückhaltlose und anhaltende Opfer eines ganzen Lebens.

Nichts vermag die Dichtung mehr zu entweihen, als wenn sie als das Ergebnis leerer Nebenstunden betrachtet wird. Dies gilt sowohl für die Schaffenden wie für die Empfangenden.

In dem großen Vorrat ewiger Dichtungen begegnen wir immer wieder kostbaren Werken, die uns von Menschen geschenkt wurden, deren Leben und Sein kein vorbildliches oder gar verpflichtendes war. Oft waren sie seltsame Wagnanten in der menschlichen Gesellschaft, Abenteuer der Seele und des Geistes, Fremdlinge, kometengleich auftauchend und wieder verschwindend, nichts zurücklassend als Werke, aus denen wir die untrügliche Stimme des Genius vernehmen werden, solange es eine deutsche Sprache geben wird. Wie sehr spricht das für die dichterische Kraft, die sich offenbart, wie und wo sie will! Neben diesen „Wildlingen“ im Reich der Dichtung stehen aber die großen „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“. Sie schaffen ihr Werk nicht minder aus Gnade und Berufung, aber sie erhalten und bilden die Gnade und Berufung durch Strenge, Zucht und Bildung des eigenen Lebens, das zu allen Zeiten die Grundlage der großen Lebensschöpfungen war. Aus Leben und Werk wächst ein neues — die Gestalt, der Mythos.

Aus jeder echten Dichtung spricht eine Stimme der Gemeinschaft, auch wenn der Dichter selbst in abseitiger Einsamkeit steht.

Die Dichtung ist eine der stärksten Erzieher der jungen Generation, dies natürlich nicht im lehrhaften Sinne gemeint, sondern im musischen. Hier wirkt die Haltung, die im Rhythmus und in der Gestalt wieder erscheint, ebenso stark oder noch stärker als der stoffliche Gehalt. Dichtung spricht nicht nur zu Geist und Seele, sondern ergreift ganz unmittelbar das



Herz der Jugend. Auf dem Wege zur Jugend aber betritt der Dichter den Weg des Propheten.

Die großen Gesänge der Völker sind ihre geheimsten, aber auch ihre schärfsten Waffen.

Jede wirkliche Dichtung verlangt nach Unsterblichkeit, das gehört zu ihrem eigensten Wesen.

Die Zeit soll vom Dichter nichts fordern, aber sie soll vor den Forderungen des Dichters bestehen; denn das Werk des Dichters war zu allen Zeiten das wachste Gewissen des Volkes.

In dem gegenwärtigen Zustand unserer Sprache entscheidet über den Wert einer Dichtung weniger die Tatsache, daß sie von einem Menschen geschaffen wurde, der viel kann, als von einem Menschen, der viel ist.

Wenn einem Volk die Dichtung seiner klassischen Zeit fremd wird, und wenn sich das Volk alsdann von dieser Dichtung abwendet, so wendet es sich gleichzeitig von seiner lebenspendenden Mitte ab.

Der Dichter in der Zeit: es gibt keinen wirklichen Dichter, der seine Kräfte nicht aus seiner Zeit nähme. Aber was der Dichter aus diesen und mit diesen Kräften gestaltet, das kann dem oder jenem wohl zeitfern, zeitlos oder zeitfremd erscheinen. Der Dichter aber hat nicht vor den Forderungen dieses oder jenes Zeitgenossen zu bestehen, sondern die Zeitgenossen haben ihrerseits vor den Forderungen, die aus dem Werke des Dichters sprechen, zu bestehen.

Es ist ein alter Irrtum, zu glauben, der Dichter stelle Probleme dar; er gestaltet Leben, und soweit das Leben voller Rätsel und Probleme ist, stellt freilich auch er Probleme dar.

Höchstes Lob für einen Dichter: daß er allem Lebendigen in seiner Werke Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Auch für den Dichter gilt der Satz: Mehr sein als scheinen!

Auch des Dichters erster Lebensgrundsatz hat zu lauten: Ich die Welt!

Mit zwei Füßen.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Der letzte Sommer war nicht fröhlich. Kein Wunder, daß die Menschen, wenn die Stadtfron sie auf einen Tag entließ, in Scharen auf die Berge flüchteten.

An einem Sonntag bin ich mitgeflüchtet. Das Ziel war Deutschlands höchster Berg, die Zugspitze. Eine Massenwanderung im Tal mag hingehen. Die Berge aber wählen. Gut die Hälfte blieb in der engen Partnachklamm schon stecken. Ein weiteres Viertel tat, als sei der Raintalhof von Anbeginn ihr Ziel gewesen. Vom letzten Viertel fiel die Hälfte in der Knorrhütte ab. Ein Achtelrest ist noch kein übler Durchschnit, wenn's das Höchste gilt.

Schon vom Bahnhof weg gab's ein Getuschel unter Schnattergänsen: „Hihi, der Mensch dort vorne, wie der komisch geht, hihi!“

Hinter der Klamm meinte ein Eisbepickelter sachlich, den Pomadenschädel wiegend: „Sollt' mich wundern, wenn der Mensch mit seinem steifen Gang noch einen Kilometer aushält — was meint ihr, Führer?“

Der eine Führer blieb stehen: „Der? Der sieht mir nicht so aus, als wenn er eine Sache nur halb tät.“

„Hier sollte eine Warnungstafel stehn“, spottete ein Geschnedekelter: „Für Leute mit blödem Gangwerk ist der Aufstieg unterfragt.“

Der zweite Führer, der im Kriege war, sagte langsam: „Als ob's überhaupt auf die Füß' ankäme.“

„Hähä, ein guter Wiß“, lachte einer aus Hamburg auf, „dann steigt man hierzulande mit den Händen auf die Berge, was?“

„Nein, mit dem Kopf — die Füß' tun, was der Kopf will, die stärksten Füß' mit einem schwachen Kopf sind zwei faule Stumpen.“

Wieder wollte einer lachen. Aber die Felsen links und rechts waren düsterstumm geworden. Sie saugten ihm das Lachen weg.

„Er tut mir leid“, sagte eine Gutmütige, „so allein, wie er geht, man sollte —“

„Na, dann tröste ihn, Leonie, eh' er umfällt.“

Er fiel nicht um. Aber die sich feinnetwegen aufgeplustert hatten, fielen ab. Sie wollten in der Knorrhütte rasten. Ärgerlich, hochachtungsvoll sahen sie dem Steifen nach, der gleichmäßig weiterging: „Was er wohl ist, Hansheinz?“

„Gott, irgend so'n kleiner Bankbuchhalter, der sich in den Kopf gesetzt hat, auch einmal die Spitze —“

„Dummes Zeug — in Grund und Boden hat er uns gegangen — schämen sollten wir uns, daß —“

„Also weiter!“ ächzte der Dicke. Schnaufend, hastend suchten sie ihn einzuholen.

„Nicht so“, mahnte der Führer.

„Wie denn?“

„So.“ Er deutete auf den Steifen vorn und sein geruhig Steigen.

Und dann waren wir droben. Schwitzend, schnappend die einen, etwas bleich der Steife. Für alle tat sich eine Riesenfernsicht auf und goß ihr Herz zum Überfließen voll, so groß und klein es war.

Alle hatten sich gesetzt. Nur der Bleiche stand abseits und kerzengerade. Jetzt riß es ihm die Arme hoch, ins Land hinaus, umfangend: „Du!“ kam es leise durch die dünne Luft zu uns.

„Also 'n Schauspieler“, sagte jemand, „gehen wir hinein, ich habe 'n blödsinnigen Appetit, Kinder.“

Als sie gegessen hatten, fragte einer satt: „Noch was Merkwürdiges hier oben, Führer?“

„Die Wetterwarte.“

„Gott, das haben wir auch in der Stadt — ich meine etwas, was man nicht alle Tage —“

Der Führer hatte die Tür geöffnet. Man sah in eine Ecke des Schlafraumes. Zwei Füße standen dort, zwei Kunstfüße aus Leder, Stahl, Filz, Porzellan. Uns war, als fahre uns eine Hand aus Eis ans Herz. Nur der Hamburger versuchte zu lachen: „Komisch, hier oben scheint 'n Orthopädenfrühe eine Handelschaft zu treiben mit —“

Die Tür war weiter aufgegangen. Auf der Matratze saß ein Mensch. Ruhig hingen ihm vom Knie zwei Stümpfe abwärts. Lächelnd wies er mit dem Kopf zur Ecke: „Es sind meine Füße, sie wollen auch ein wenig rasten . . .“

Klirrend fielen Messer und Gabeln auf die Teller. Eine Fernsicht tat sich auf, die größer war als draußen. So gewaltig die Natur war, gewaltiger war der Mensch, der Mensch.

Auf der Lovetthöhe lagen seine Füße in fremder Erde. Auferstanden auf der höchsten Spitze seiner Heimat, glänzten sie mit ihren blanken Schienen wohlgenut zu uns herein.

Der Hamburger hatte sich erhoben. Nicht Neugier war's, die ihn die hohlen Schäfte heben ließ. Da war kein Spott mehr, da war Ehrfurcht. So hebt man am Altar das Allerheiligste.

Er hat's uns dann beim Abstieg eingestanden, was ihn aus den hohlen Schäften angeblickt hat. Das ganze Deutschland hat ihn angeschaut. Das Land, dem sie im Westen einen Fuß vom Leib getrennt, das Land, dem sie im Osten auch das andere Bein gekürzt. „Erledigt!“ tönt das Siegesgeschrei am Seineufer, „mit zwei Stümpfen hat man ausgespielt für alle Zeiten! Ein wenig mag es noch im Tale steif und komisch zwischen Stümpfen humpeln, und dann —“

Und dann? Hört ihr's stampfen zwischen steilem Klammgewände? Ein Volk mit zusammengebissenen Zähnen will wieder in die Höhe.

Und dann? Seht ihr's einsam durch erbarmungsloses Felsgerisse schreiten? Ein Volk mit abgeschnittenen Füßen fährt zu Berg.

Und dann? Sie bleiben eines Tages hinten, die's verspottet haben. Schnaufend, ächzend rennen sie dem festen Gleichschritt nach. Steil geht der Weg hinauf. Die Stümpfe stampfen.

Schwindelnd sitzen Völker auf dem Hochgrat der Geschichte. Abseits steht ein bleiches Volk und kerzengerade. Jetzt reißt es ihm die Arme hoch, hinaus, umfangend, sein Land umfangend, sein ganzes Land: „Du! . . . Du! . . .“



Eissee und Zugspitze.

Bild: Dr. Pfeiffer.

Petrarca als Bergsteiger.

Vor 600 Jahren führte Petrarca eine der ersten Bergbesteigungen der Neuzeit aus.

Von Universitätsprofessor Dr. B. Hartmann.

Von dem großen italienischen Dichter Petrarca haben natürlich viele unserer Leser schon etwas gehört — daß er aber auch den Ruhm für sich beanspruchen kann, als einer der ersten Europäer eine Bergbesteigung durchgeführt zu haben, ist eine nahezu unbekannte Tatsache. Da diese denkwürdige Bergtour des „Dichteralpinisten“ Petrarca zugleich eine kulturhistorisch sehr bedeutsame Tat darstellt, wollen wir jene Bergbesteigung vor sechs Jahrhunderten etwas näher betrachten. Sie zeigt uns in sehr interessanter Weise, wie einem Menschen des 14. Jahrhunderts eine Bergtour zum Erlebnis wurde.

Dem heutigen Europäer und besonders den Deutschen erscheint es als etwas ganz Selbstverständliches, daß man einer Aussicht wegen auf hohe Berge steigt, und daß auch schon die Schönheit des Gebirges als solche das Auge entzückt. Uns ist das selbstverständlich, gewiß — aber es war keineswegs immer so. Bis weit in die Neuzeit hinein galt die Berge lediglich als ein Ort des Schreckens. Nur törichter Hochmut war es nach der Meinung dieser Zeit, die Berge besteigen zu wollen — und Hochmut gehörte zu den Grundlasten. So galt Alexander der Große als der klassische Vertreter sträflichen Übermutes, weil er sich, wie man im Mittelalter gern erzählte und auch in zahlreichen Bildern darstellte, von Greifen, denen er an Stangen Futter über die Köpfe hielt, auf Bergeshöhen emportragen ließ.

Eine phantastische Tollheit war es demnach im Grunde, als der zweiundzwanzigjährige Francesco Petrarca, Italiens größter Dichter seit Dantes Tod, vor nunmehr rund 600 Jahren zusammen mit seinem jüngeren Bruder und zwei Bedienten den nur knapp 2000 Meter hohen Mont

Ventoux bei Avignon — der damaligen Verbannungsresidenz der Päpste — zu besteigen beschloß. Ein solches Unternehmen bedurfte der Rechtfertigung, die der große Humanist und Lateiner aus der antiken Geschichtsschreibung schöpfte. Erzählte nicht Livius, daß schon König Philipp von Makedonien im 4. vorchristlichen Jahrhundert den Berg Hämus in Thessalien bestiegen habe, um von dessen Gipfel zwei Meere gleichzeitig sehen zu können? So sei wohl das für einen Jüngling entschuldbar, was man an einem greisen König nicht tadle — das war Petrarca's „Entschuldigung“ für seine den Zeitgenossen völlig unverständliche Tat.

Den südfranzösischen Berg, dessen Höhe heute mit Auto-
bussen wirklich ohne jede Unbequemlichkeit erreichbar ist, beschreibt Petrarca als „eine jäh abstürzende, fast unübersteigbare Felsmasse“. Anschaulich schildert er, wie er und seine Begleiter unterwegs einen uralten Hirten treffen, der die Bergsteiger warnt. Auch er habe vor fünfzig Jahren in jugendlichem Leichtsinne den Versuch gemacht, den Gipfel zu besteigen, aber nur Neue und zerrissene Kleider habe er



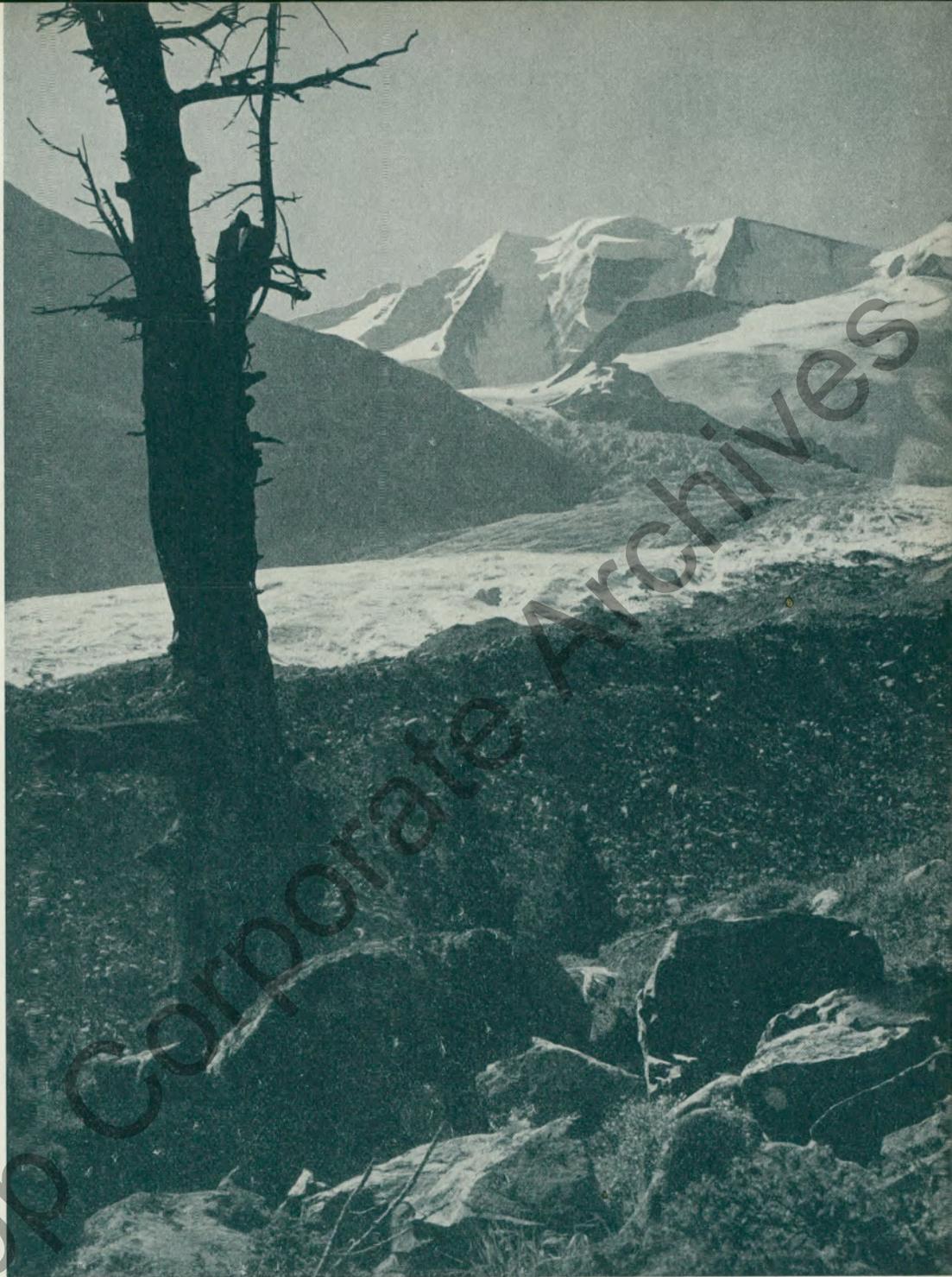
Blümlisalp.

Sichtbild: Dr. Pfeiffer.

heimgebracht, und niemals habe ich dem wieder jemand dergleichen geragt. Vergänglich aber ist diese Warnung, kopfschüttelnd und seufzend bleibt der Hirte zurück, während die jungen Leute an den Hängen empfersteigen. Petrarca schiedert weiter, wie er selbst immer die bequemsten Anstiege suchte und auf die Weise fast mehr nach unten als nach oben gekommen sei. Er stellt Betrachtungen darüber an, wie auch zum seligen Leben im Jenseits nur der beschwerlichste, nicht der bequeme und breite Pfad führe. Solche Überlegung richtet den schon Ermatteten auf.

Und nun stand er auf dem Gipfel. Lesen wir Petrarcas eigene Schilderung: „Zuerst stand ich, durch einen ungewohnten Hauch der Luft und einen ganz freien Rundblick bewegt, einem Betäubten gleich. Ich schaute zurück nach unten: Wolken lagerten zu meinen Füßen, und schon sind mir Athos und Olymp minder unglaublich geworden, da ich das, was ich über sie gelesen und gehört, auf einem Berge von geringerem Rufe zu sehen bekomme. Ich richtete nunmehr meine Augen nach der Seite, wo Italien liegt, nach dort, wohin mein Geist sich so sehr gezogen fühlt. Die Alpen

selber — eisstarr und schneebedeckt — über die einst der wilde Feind des Römernamens (Hannibal) hinüberzog, der, wenn wir dem Gerücht Glauben schenken wollen, die Felsen mit Essig sprengte — sie erscheinen mir greifbar nahe, obwohl sie durch einen weiten Zwischenraum getrennt sind.“ Aber er seufzt nach italienischer Luft, und ein glühender Drang beseelt ihn, Freunde und Vaterland wiederzusehen. Weiter erinnert er sich, wie er gerade vor zehn Jahren in Bologna die Schule verließ, er bedenkt seine innere Wandlung seitdem, bedenkt auch die Zukunft. Darüber vergehen die Stunden, der Abend naht, und der Schatten des Berges wächst in die Länge. Noch einmal blickt Petrarca in die Ferne, nunmehr nach Westen, wo die Pyrenäen „infolge der Gebrechlichkeit des menschlichen Sehvermögens“ nicht sichtbar sind. Er sieht die Berge des Gebietes von Lyon, die Rhone, das Meer — es ist der Golf von Marseille —, während er aber das Irdische bestaunt, möchte er „nach dem Beispiel des Leibes“ auch die Seele zum Höheren erheben. Und so schlägt er — auf dem Gipfel des so mühsam bezwungenen Berges! — ein kleines Büchlein der Bekenn-



Piz Palü.

Bild: Dr. Pfeiffer.

nisse Augustins auf, das er bei sich trägt, und sein Blick fällt sogleich auf die Stelle: „Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und das Kreisen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst.“

Wie befüßt steht der Dichter, er bittet den Bruder, ihn nicht zu stören, und schweigt während des ganzen Abstiegs, bis sie schon bei tiefer Nacht wieder in ihrer Hütte angekommen. Bis ins Innerste aufgewühlt, wendet er das innere Auge ganz auf sich selbst, in dem Glauben, es könne kein Zufall sein, daß er gerade auf diese Stelle des Buches gestoßen wäre. Dem Zurückblickenden scheint der eben bestiegene Berg nunmehr „kaum die Höhe einer Elle zu haben gegenüber der Höhe menschlicher Betrachtung, wollte man sie nur nicht in den Schmutz der irdischen Abscheulichkeit versenken“. Ein Erlebnis für das äußere Auge hatte Petrarca gesucht, und ein Erlebnis der Seele war ihm zuteil geworden. Die Besteigung des Mont Ventoux im Frühjahr 1336 war gewiß in keinem Sinne eine sportliche Leistung wohl aber

ein Ereignis der europäischen Geistesgeschichte gewesen. Das wurde sie allerdings erst dank der literarischen Gestaltung, die ihr der Dichter selbst noch am gleichen Abend in einem lateinischen Briefe zuteil werden ließ, den er an den Augustinerpater Francesco Pionigi bei Kerzenlicht aus dem Stegreif riederschrieb. Briefe dieser Art waren Kunstwerke, die von den Zeitgenossen mit Entzücken gelesen wurden, die man sich abschrieb und die sogar von Unbefugten unterwegs abgefangen wurden. Ihre Wirkung war dementsprechend außerordentlich groß. Wenn wir von der Bestimmung des Mont Ventoux nur aus diesen Briefen wissen, so tritt damit die äußere Wirklichkeit des Geschehens ganz hinter dem inneren, vom Menschen erlebten und gestalteten Erlebnis zurück. Gerade das aber ist ungemein kennzeichnend für die ganze Einstellung der Menschen jener Zeit und besonders für ihre von unserer heutigen Begriffen so grundverschiedene Einschätzung der Natur. So gibt uns die seltsame Bergbesteigung Petrarca's über die Einmaligkeit der „alpinistischen Leistung“ hinaus einen sehr guten Einblick auch in die geistige Welt jener Zeit.

Der Teppich.

Von Alexander von Sacher.

Einer von den Wagen, die von den Dörfern kamen, hielt vor dem Laden einen Augenblick lang und raffelte dann weiter die Straße hinauf. In der Tür stand eine junge Bäuerin; ein blaßes, schmales Gesicht hatte sie, das noch kleiner erschien unter dem dunklen Kopftuch. Nur die Augen waren groß darin.

„Ich möchte einen Teppich haben. Einen kleinen Teppich, möglichst warm. Für das Kind, wenn es nachts aus dem Bettchen klettert.“

Der Ladeninhaber lächelte dienst-eifrig:

„Das werden wir gleich haben.“

Und er holte aus irgendeinem Winkel einen großen Ballen verschiedenartigster Teppiche hervor. Sie waren mit einer Schnur verknüpft. Er singerte daran herum.

„Ist's ein Junge oder ein Mädchel?“ fragte er scherzhaft.

Die junge Frau schlug verwirrt die Augen auf.

„Ein Sohn“, sagte sie leise.

Und auf ihrer Stirn erschien eine ganz, ganz kleine steile Falte zwischen den Brauen. Für einen kleinen Mann war der Teppich. Man mußte ihn vorsichtig auswählen. Mit kleinen Männern ist das so eine Sache.

„Hier dieser Teppich“, sagte der Kaufmann. „Neine Wolle. Das Richtige für ein Kind.“

Die junge Frau nahm den Teppich in die Hand. Er war seidenweich. Auf dem Rand waren ringsum viele Schiffe und Leuchttürme dazwischen. Nach jedem zweiten Leuchtturm kam ein Seemann mit rundem Bart und Stummelpfeife. Während ihre schlanken Finger den Teppich hielten, vertiefte sie sich in dieses Bild. War es der Rechte? Erweckte er nicht Sehnsucht nach fernen Meeren, Abenteuern und Gefahren? Einer ihrer Brüder war auf hoher See umgekommen. Sie schob den Teppich hastig von sich. Diesen nicht. Viele Teppiche folgten. Auf einem marschierten Soldaten in Reih und Glied, auf dem anderen waren Automobile mit feingekleideten Leuten. Oder eine fremde Stadt mit Zinnen und Türmen und dunklen, furchterweckenden Wäldern dahinter. Sie nahm sie auf und legte sie beiseite. Sie war eine Mutter

mit überängstlichem Herzen. Der weißhaarige Ladeninhaber betrachtete die junge Frau prüfend. Es war viel Teilnahme in der Art, wie er jetzt sagte:

„Ich hätte da noch einen Teppich — aber er ist teurer.“ Er schlurfte davon und kam gleich darauf mit dem neuen Teppich wieder. Er rollte ihn auf. Eine Linde war in der Mitte, um deren Stamm Kinder tanzten. Ein kleiner klaffender Hund sprang an den Kindern hoch, Blumen waren auf dem hellgrünen Rasen verstreut. Ganz hinten sah man das Dach eines Bauernhofs. Der Teppich war weich, sehr weich. Sie wußte gleich, daß es der Rechte war. Sie errötete vor Aufregung.

„Und was soll er kosten?“

Der Kaufmann nannte den Preis.

Zögernd griff sie nach der Handtasche und kramte in ihrer Börse herum. Dann hob sie die Augen mit einem hilflosen Blick. Ihre Hand strich noch einmal zärtlich über die spielenden Kinder hin. Schweigen war im Laden. Daräusperte sich der Kaufmann:

„Wieviel wollten Sie denn ausgeben?“

Sie nannte die Zahl.

„Es ist zwar weniger, als ich selbst dafür ausgelegt

habe, und es ist mein better Teppich, aber ich glaube, Sie müssen ihn haben.“ Er sah sie lächelnd an: „Ja, ich denke bestimmt, daß Sie ihn verdienen.“

Bedächtig rollte er das Paket zusammen. Und während sie mit zitternden Fingern das Geld auf den Ladentisch zählte, sagte er noch:

„Ja, die kleinen Männer. Man hat viel Sorge mit ihnen.“

Da lächelte sie wieder, ein frohes, stolzes Lächeln. Aber auch viel, viel Freude.

Der alte Mann stand in der Dämmerung des Ladens und sah noch nach der Tür, als sie sich schon lange hinter der jungen Bäuerin geschlossen hatte.

Dann rollte er seine Teppiche wieder zusammen und knüpfte sorgfältig den Bindfaden zu.



Hanneli.

Zeichnung von L. G. Schmidbauer.



Bildtitel: J. Armstrong Roberts

Der heiße Tropfen im Blut.

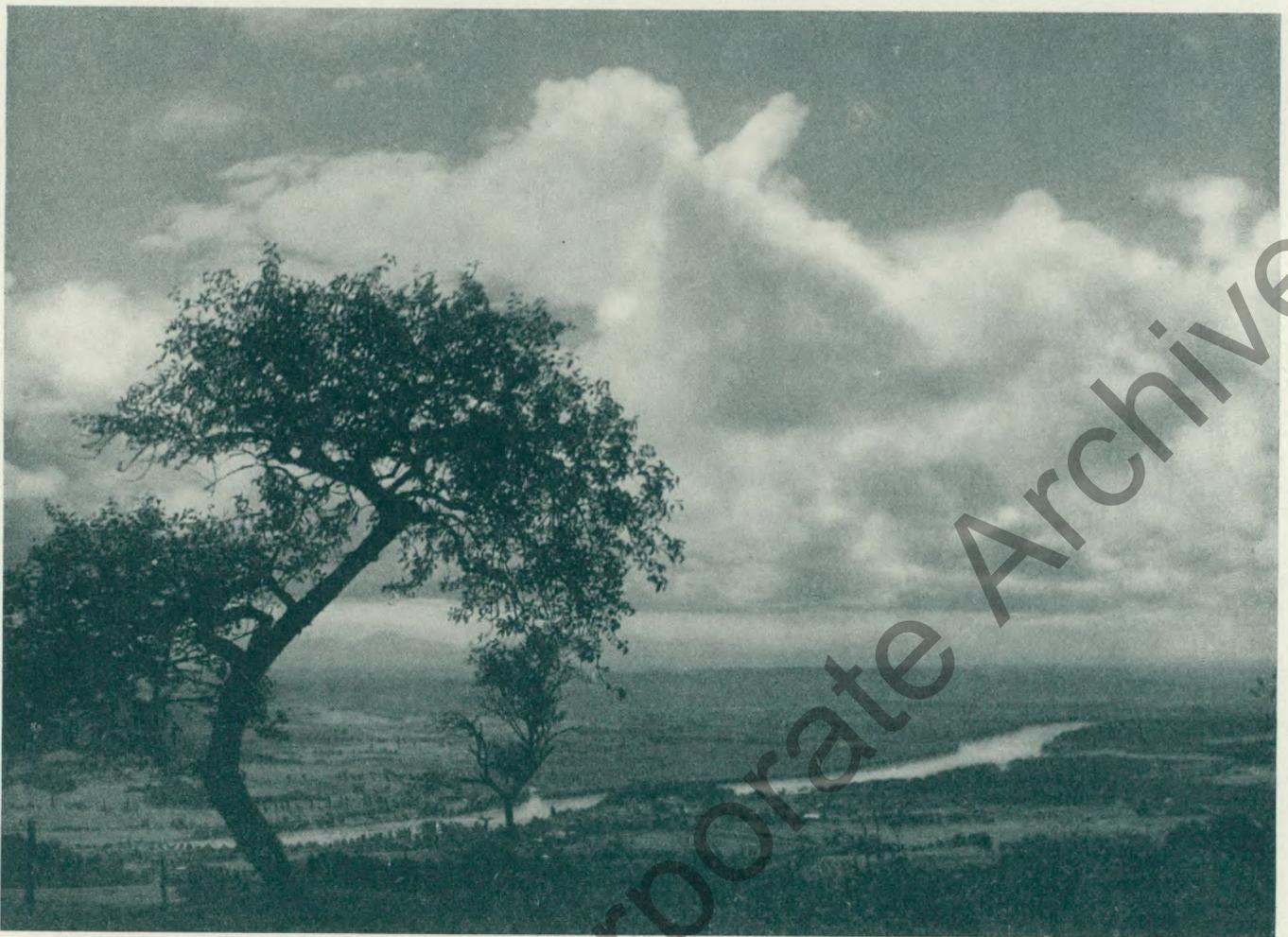
Erinnerungen an Hermann Löns († 26. 9. 1914)

von Maximilian Böttcher.

Der Zeitpunkt, zu dem Hermann Löns und ich uns kennenlernten, muß gegen Ende des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts liegen. Damals kämpfte Löns verzweifelt um die Anerkennung seiner Bücher und bestritt seine Existenz im wesentlichen von der „Schreibarbeit unterm Strich der Tagesblätter“. Dazu gehörten regelmäßige Berichte, die er als „Hannoverscher Korrespondent“ für die Deutsche Tageszeitung in Berlin vertraglich zu liefern hatte. Und da ich um dieselbe Zeit für diese selbe Deutsche Tageszeitung Theaterkritiken schrieb und die Uraufführung eines neuen Stückes von mir in Hannover, dem damaligen Wohnsitz Löns', bevorstand, so ergab es sich von selbst, daß der Kollege

mich mit den berühmten offenen Armen empfing, als ich acht Tage vor der Aufführung in der blitsauberen Stadt an der Leine eintraf, um den letzten Proben beizuwohnen.

Er holte mich vom Bahnhof ab, begleitete mich in mein Hotel, in dem er mir ein behagliches Zimmer vorsorglich gesichert hatte, und stand eigentlich tagtäglich vom zeitigen Nachmittag bis in die späten Nächte hinein ganz zu meiner Verfügung. Dank seiner ideellen Särensührung habe ich die ehemalige Welfenresidenz mitsamt ihrer Umgebung als eine der schönsten Städte Deutschlands kennen und lieben gelernt, wemnschor Löns für ihre Bewohner gerade nicht in Liebe glühte.



Donautal bei Ottenheim.

Lichtbild: Otto Kaiser.

Der eigenwillige Werwolf, der in ihm steckte, hatte nach vielen Richtungen hin die starken Fäden mannhafter Häudel laufen, war dadurch — was mir sehr bald auffiel — in gewissen Kreisen reichlich unbeliebt geworden und fertigte meine Ermahnungen zur Friedfertigkeit mit dem Hinweis ab, daß die Streitbarkeit nun einmal seine zweite Natur sei. Selbst wenn er sich vornähme, seinen Feinden nachgiebig und verfühlich zu begegnen — im entscheidenden Augenblick bräche trotz aller christlichen Vorsätze die heidnische Freude am Kampf in ihm durch und risse ihn fort. Anknüpfend an das Egmontwort vom „fremden Tropfen im Blut“ sprach er einmal von dem heißen Tropfen in seinem Blut, über den er keine Gewalt gewinnen könne, auch — bei ehrlichster Prüfung — keine Gewalt gewinnen möchte, da er fürchten müsse, mit solcher Preisgabe seine Eigenart und sein Selbst zu verlieren.

Daß der Kampf ums tägliche Brot ihn damals zwang, den größten Teil seiner Tage in engen Stadtmauern zu verleben, wurmte ihn bitter. Mit einem wahren Stachelpanzer von Haß gegen alles, was die Menschen „Kultur“ nennen, hatte er sich gewappnet. Seine Sehnsucht galt dem ungebundenen, ein wenig zügellosen Leben des Jägers; und was das andere Geschlecht anlangte, so war seine ganze Sympathie bei jenem Künstlerkreise, der unter dem Wahlspruch „Zurück zur Natur“ als Kameradinnen und Gefährtinnen nur solche Frauen gelten lassen wollte, die zu jeder rechtschaffenen Hand- und Muskelarbeit in Haus und Hof, im Garten und auf dem Acker sich freudig bereit fanden und die herausgeputzten, auf Glitz dressierten Promenaden- und Gesellschaftsaffchen ehelich verachteten. Daß Lons bei dieser inneren Einstellung auch gegen die Einrichtung des Theaters Abneigung zeigte, erschien mir nur zu verständlich. Nicht ein einziges Mal gelang es mir, ihn zu einer meiner Proben mit in den

Musentempel hineinzuschleppen. Der Erstaufführung selbst beizuwohnen, hatte er mir indessen feierlich versprochen, eine zweite Eintrittskarte für irgendeine Begleitung dargelegt abgelehnt. Trotzdem kam er nicht; und auf seinem Platz sah ich einen fremden Menschen sitzen, der mir den Eindruck eines Geschäftsreisenden machte. Am nächsten Morgen fand ich dann auf meinem Frühstückstisch, von Lons geschickt, einen Strauß dunkelroter Rosen mit ein paar Zeilen: der heiße Tropfen in seinem Blut hätte ihn schließlich doch verhindert, in eine Massensammlung sensationslüsterner Menschen zu gehen; seine Eintrittskarte wäre rechtzeitig an die Kasse zurückgelangt und sicher noch verkauft worden; er wünsche mir glückliche Heimkehr und bedaure, mir nicht mehr die Hand drücken zu können; doch hätte er's in dem Brodem Hannovers nicht länger ausgehalten und wäre mit dem Frühzug in die Einsamkeit der Heide hinausgedampft, um die ersten balzenden Birkhähne zu vernehmen. Dramatiker im Premierenfieber sind empfindliche Leute. Ich war zunächst rechtschaffen ärgerlich auf Lons, trug ihm sein Verhalten in der Freude über den Erfolg meines Stückes aber doch nicht nach.

Und im Herbst lud ich, einem Versprechen gemäß, Hermann Lons in mein märkisches Waldrevier zur Hirschbrunft ein. Denn so heißes Weidmannsblut in Lons' Adern rollte, und soviel er in seinem Leben gejagt haben mochte: Hirsche standen damals wohl nur ganz wenige oder gar keine in seinem Schußbuch verzeichnet.

Nie ist der märkische Wald so schön wie an den sonnigen Tagen zu Anfang des Oktober. Gegen den dunkelgrünen Hintergrund der Kiefern stehen die Weg und Pfad umsäumenden oder zu Horsten vereinigten Birken, Buchen und Ebereschen in so unwirklicher gelber und roter Pracht, als



Am Zuger See.

Lichtbild: Albert Steiner.

brennten sie lichterloh. Die weißen Fäden des Altweibersommers gaukeln mit summenden Hummelschwärmen um die Wette über den violetten Teppich des Heidekrautes und über die bernsteingelben, von süßem Dufte schweren Lupinenfelder, die dem Wilde als Winteräsung dienen sollen. Mit frohlockendem Schrei werfen die Raubvögel sich in den blauen Himmel.

Aber die Hirsche schrien schlecht. Insofern sie bei der sommerlichen Wärme nicht überhaupt zu faul waren, sich der Liebe zu ergeben, spielte sich ihr Werben um das andere Geschlecht nicht auf den als Brunstplätzen geltenden Blößen, sondern in des Waldes tiefsten Gründen ab. Gewiß, wir sahen Rotwild, sahen es aufblitzen und verschwinden; aber Betrieb, geschweige denn Hochbetrieb, gab es nicht.

Dennoch sollten wir — zunächst einmal — ein interessantes, wenn auch wenig erfreuliches Jagderlebnis haben. Von der benachbarten königlichen Oberförsterei kam eines Abends spät ein grüner Bote, um zu melden, daß in der Staatsforst nahe meiner Grenze ein Hirsch von zehn Enden krankgeschossen wäre und im Verlauf der leider sofort aufgenommenen Verfolgung in mein Revier hinübergewechselt sei.

Mit dem ersten Morgengrauen, als noch die Nebel in dicken Schwaden über den Feldern lagen, machten Löns und ich uns an die Nachsuche, und obgleich wir den Hirsch, der eine ganz miserable Schußverletzung hatte, bald in seinem Wundbett fanden, gelang es uns doch erst gegen Mittag, und zwar nach Alarmierung von zwei weiteren Büchsen, das edle Geschöpf von seinen durch sechzehn Stunden ausgestandenen Höllenqualen zu erlösen. Als wir vor dem endlich zur Strecke gebrachten Waldkönig die Hüte lüfteten, traten uns infolge der vielstündigen, mit stärksten seelischen Erregungen verbundenen Heßjagd Tränen in die Augen. Löns warf einen

großen Kiefernast auf den Hirsch und sagte mit knirschenden Zähnen: „Du blutend Stückchen Erde, was hast du erdulden müssen von deinem Bruder Mensch, der dich ehren und hegen soll! Die Qualen, die du gelitten hast, fordern Opfer und Sühne von jedem Jäger, der um diese Qualen weiß. Wenn man solche Schinderei miterlebt, müßte man eigentlich geloben, nie mehr ein Schießgewehr anzurühren. Dichten und Jagen passen überhaupt schlecht zusammen. Das eine jedenfalls versprech' ich Ihnen, lieber Freund: in dieser Brunst sind Ihre Hirsche vor mir sicher!“

Für den Nachmittag hatten wir mit dem Jagdaufseher und einem Arbeiter verabredet, an einem tief in Randdückungen hineinschneidenden Kartoffelschlage, welcher von brechendem Schwarzwild arg heimgesucht worden war, einen Hochsitz zu erbauen. Schon in Rücksicht auf die infolge des schweren Schadens mit Zorn geladenen Bauern duldete die Ausführung des geplanten Werkes keinen Aufschub, und unter Verzicht auf unser Mittagmahl begaben wir uns gleich von dem so elend hingeschlachteten Hirsch auf das neue Feld unserer Tätigkeit.

Während ich nach meiner Gewohnheit zu Art und Säge griff, um die bei der Schreibtischarbeit erschlafften Muskeln wieder einmal zu ihrem eigentlichen Daseinszweck zurückzuführen, streckte Löns sich am Waldrain in die pralle Sonne und schlief bei Sägengekreisch und Artschlag den Schlaf des Berechten. Unter den Nacken hatte er seinen alten Rucksack geschoben, der verwitterte Filz beschattete die versommene Stirne. Von den geblähten Flügeln der starken Nase zog sich um den herben Mund über die schmalen Wangen zu der harten Kieferlinie hinab ein bekümmertes, gramvoller Zug, und mein Jagdaufseher flüsterte mir zu: „Der Herr sieht auch aus, als ob er viel durchgemacht hätte!“ Als dann

aber, von meiner fürsorglichen Hausverweserin just zur rechten Zeit abgesandt, eine mächtige Blechkanne mit weithin duftendem Kaffee und ein von Bienen umschwärmter, dickbauchiger Henkelforb mit Pflaumenkuchen auf der Bildfläche erschienen, kräuselten sich Löns' Nüstern noch im Schlaf, ruckhaft sprang er auf, aß und trank, als ob er drei Tage lang gefastet hätte, und beteiligte sich dann noch an der Vollendung der lustigen Kanzel, deren Leiterbäume er mit Sprossen benagelte. Dabei führte er eine höchst scherzhafte Unterhaltung mit dem in allen Wassern gewaschenen Arbeiter, der die Säge „Siedelbogen“, den Hammer „Fliegenklatsche“ und seine Pfeife „Mückenföter“ nannte.

Der himmelskundige Jägersmann weiß, daß Anfang Oktober „so um fünf herum“ die Sonne Sehnsucht nach der anderen Hälfte der Erdkugel bekommt. Als ihr feuerroter Ball anfing, die hohen Kiefernstämme jenseits der Randdickungen mit blutiger Lohe zu übergießen, und als dicht bei uns ein Buffard mit aufmunterndem Schrei sein Weibchen zur Abendpirsch rief, warf Löns plötzlich die „Fliegenklatsche“ in weitem Bogen von sich. In seinen Augen stand ein ferner Glanz, als er sagte: „Jetzt werden die Hasen in ihren Cassen unruhig, weil ihnen der leere Magen knurrt. Kommen Sie, Böttcher! Wenn wir heute auch nicht jagen wollen, so steht doch dem nichts entgegen, daß wir uns um irgendeinen guten Anblick bemühen.“ Dabei hatte er schon Rucksack und Fernglas übergestreift und warf nun den Drilling mit einer raschen Bewegung auf die Schulter. Wir strebten dem nächsten Revierteil zu, in dem wir bei der vorgeschrittenen Stunde hoffen durften, auf Rotwild zu stoßen.

Der nie ausgefangene Zauber des von keines Menschen Tritt außer dem des Jägers berührten, gewissermaßen dem Urzustand nahen Waldes umfing uns. Stille, in der du dein Blut rauschen hörst! Und plötzlich meldet in dieser seltsamen, atembeklemmenden Stille ein Hirsch, ganz nahe.

„Der Stimme nach ein alter Herr“, flüstert Löns dicht bei meinem Ohr. Ich sehe, wie seine Schläfen blaß werden und in seinen Augen die Jagdlust ausleuchtet, jäh, wie ein Blitz am wolkenumsäumten Horizont.

Da noch einmal die Stimme, unwillig, drohend fast. Löns bleibt stehen. Ich überlege, ein paar Herzschläge lang. Dann raume ich zurück: „Es wird der Zwölfender sein, der im vorigen Jahr drüben auf der Kultur jenseits der Schlucht seinen Brunstplatz hatte.“

„Vielleicht bleibt er seiner Gewohnheit treu.“

„Wir können es versuchen. Die Dämmerung bricht ohnehin mit Macht herein.“

Wie wir nach Durchquerung der Schlucht am jenseitigen Hang emporsteigen, zerföhrt der Fuß einen im Moose verborgenen Ast. Mit dem Krach mischt sich das Geprassel von uns wegbrechenden Wildes. Wir sehen ein halb Duzend pechschwarzer Körper durcheinanderpurzeln und vorbeischnellen: Sauen, die sich ihrer Reviergewohnheit nach kurz vor Sonnenuntergang auf die Wanderung gemacht haben.

Die Kultur jenseits der Schlucht tut sich vor unseren Blicken auf, wohl dreihundert Meter im Geviert. Von der dreijährigen Kiefernjugend ist kaum etwas zu sehen in dem üppig wuchernden Blust des Heidekrautes, über dem der letzte Dämmerungsglanz wie ein rosiges Schleier liegt. Hinter uns hohes, wohl hundertjähriges Holz, nahe den Kronen noch blutrot, rechts und links smaragdgrüne, mannshohe Schonungen, vor uns raumes Stangengehölz, in den Wipfeln schwärzlich, im Stammgewirr braungrau.

Wir beiden Jägersleute machen wieder halt und sehen uns ein wenig ratlos an. Schließlich zucke ich die Achseln und deute auf einen mächtigen Föhrenstamm, der zwischen Hochholz und Schonung wie eine Bank zum Sitzen einlädt. Müde bin ich, grenzenlos müde, von den Anstrengungen des langen, sommerwarmen Tages, und in meinem Unterbewußtsein will

das qualvolle Erlebnis mit dem Hirsch von der Staatsgrenze nicht zur Ruhe kommen.

Müde stelle ich die Büchse zur Seite und setze mich so auf den borkigen Stamm, daß ich Nacken und Kopf an eine Kiefer legen kann, die hinter mir, regungslos wie eine granitene Säule, steht. Der märchenhafte Friede des langsam in Dämmerung versinkenden Waldes, in dem kein allerleisester Laut hörbar wird, nimmt mich in seine Arme wie eine Mutter ihr Kind, streichelt mir die Stirn, macht mich im Zeitraum weniger Minuten ganz willen- und wunschlos. Meine Augen fallen mir zu, mir ist, als würde ich emporgehoben, fortgetragen, von aller Not und Pein dieser Erde erlöst.

Plötzlich neben mir irgendein undeutliches Geräusch. Ich sehe von der Seite her in Löns' Augen. Wie das funkelt und glüht, und das letzte Abendrot ist doch längst hinweggeweht von der grünlichen Glaskuppel des Himmels.

Da hat mein Blick auch schon das Ziel erfaßt, das des Jagdfreunds Augen funkeln und glühen macht: rechts, aus dem Winkel zwischen Hochwald und Schonung, trollt seeben ein dunkelbrauner Wildkörper; am Halse weht ihm die lange graue Brunstmähne, und den hellen Grind krönt ein Geweih, an dessen meterlangen Stangen die vielen Enden wie poliertes Elfenbein schimmern. Aber über den rosigblauen Heidekrautteppich trabt der Hirsch, Richtung schwarzgraues Stangenholz, den Aker weit vorgereckt, das prahlende Geweih steil aufwärtsgestellt — ein Bild zum Malen.

Deutlich höre ich, wie der Jagdfreund neben mir in schweren Stößen atmet. „Der heiße Tropfen!“ muß ich denken. Den stolzen König der Wälder da drüben treibt er auf die Suche nach seinen Tieren, unwiderstehlich, unbegähmbar; in dem Mann da neben mir, dem deutschen Dichter und Jäger, entflammt er die Lust nach Beutemachen, die unwiderstehlich, unbegähmbar in seinem Blute kocht, ererbt über hundert oder tausend Zwischenstufen hinweg von jenen Altvordern, die mit Spieß und Keule in Germaniens Urwäldern jagten, weil sie jagen mußten, um zu leben.

Der Hirsch — es ist der Zwölfender vom vorigen Jahre — trollt, wie am Schicksalsfaden gezogen, gleichsam auf der Diagonale unseres Gesichtsfeldes näher und näher an uns heran.

Löns hat seinen Drilling längst an der Backe. Jetzt ruft der den Hirsch an, mit einer rauhen, heiseren Stimme, damit er einen Augenblick verhoffen und der Kugel ein stehendes Ziel bieten soll. Aber der Hirsch ist, so scheint es, in seinem Brunsttrieb blind und taub.

Da donnert der Schuß in die Stille. Deutlich sehe ich, wie der Hirsch mit allen vier Läufen jäh in die Höhe schnellte. Schon fürchte ich, daß die Kugel ihn zu kurz gefaßt haben könnte. Doch da wendet sich der Waldkönig in der Fahrte, zieht zunächst im alten Troll, dann langsamer und immer langsamer werdend, Schritt für Schritt den Wechsel zurück, den er gekommen, fängt plötzlich zu taumeln an, stürzt vornüber, rappelt sich noch einmal auf, fällt auf die Seite und rührt sich nicht mehr. Aus dem schon ganz dunkel gewordenen Gestände des Heidekrautes lockt das elfenbeinerne Geweih. Löns flog durch das Gelände wie ein Rehbock, der die Kugel hat pfeifen hören.

Als ich ihm den Bruch reichete, brachte er, vor Freude ganz dufelig, kein Wort des Dankes heraus.

Erst am nächsten Tage, als der Jagdaufseher das Geweih abgefäht hatte und „die Schlächterarbeit begann“, sagte Löns mit einem verkniffenen Zug um die schmalen Lippen: „Eigentlich müßten wir uns ja schämen, daß wir den Hirsch geschossen haben — trotz des festen Vorsatzes —“

Ich lächelte. „Der heiße Tropfen im Blut! Solange wir jung sind, macht er mit uns, was er will.“

„Die Alten, denen der Kopf wackelt, haben flug reden!“ erwiderte Löns und paffte eine mächtige Wolke.



Lichtbild: Wissenbach.

Reiher am Niederrhein.

Von Johannes Heinrich Braach.

Ihr königlichen Reiher, ihr wundersamer silbergrauer Vögel!

Nie werde ich den sturm- bewegten Herbstmorgen ver- gessen, an dem ich einen von euch durch die Rauchfahnen der Fabriksschote und durch die Dampfschwaden, ausge- stoßen von Wasserkühlern und Ventilen, taumeln sah. Damals begriff ich sein Wesen und Beginnen nicht. Ich dachte, er wäre ange- schossen oder krank und hätte infolge unerhörter Schmer- zen Ortsinn und Flugkraft verloren. Ein Reiher über und zwischen den Hochöfen der Hamborner Thyssen- hütte? Wie sollte man das verstehen? Unter ständigem Schreien und Kreischen machte er nur wenige Bewe- gungen mit den Schwingen in der gewöhnlichen Körper- lage, die ihn den Hals ein- ziehen, den Schnabel vor- strecken und die Beine nach hinten strecken läßt. Wild, wüßt und wirr stieß er in die Höhe — drei Türme hoch, bis in den Tanzsaal der Wolfenfrauen hinein —

preßte die Flügel an den Körper und ließ sich fallen. Dann flatterte er hilflos hin und her, schnellte von neuem empor, warf sich auf den Rücken und trudelte wieder ab, manchmal tief in das Bau- tengewir aus Eisen und Stahl hinein, das Menschen- fäufte über der Erde errich- teten, um wiederum Eisen und Stahl zu gewinnen.

Und dann kam das Räz- sel. Der Reiher, von dem ich annahm, daß seine Mus- keln, Nerven und Sinne im letzten Kampf mit dem Leben oder dem Tode — wie man es will — lägen, wurde durch das Aufgellen einer Loko- motifpfeife erschreckt, nahm seine gewöhnliche Flugstel- lung ein und zog ruhig, stolz und unendlich majestätisch davon.

Heute — nach einigen Jahren, in denen ich unge- zählte Tage Naturstudien und besonders Reiherbe- obachtungen widmete — weiß ich, daß das Ham- borner Vogelwunder eine einfache Lösung findet. Der Sommer war vorüber und die Zeit nicht mehr fern, in



Reiherkinder.

Lichtbild: Fischer.

der die wandernden Gefellen der Lüfte im Blut oder im Bewußtsein von der Unruhe des kommenden weiten Vogelzuges erfüllt werden. Aus urweltlichen Epochen schlägt eine urweltliche Weise durch ihre Adern und veranlaßt sie, vor Eintritt jeder kalten Jahreszeit dorthin zu ziehen, wo ihre Vorfahren hinslogen und auch sie während der unwirtlichen Monate bessere Lebensbedingungen finden. Und das ist das Seltsame. Genau wie Läufer, Tennisspieler und Diskuswerfer üben und üben, wenn sie sportliche Hochleistungen vollbringen wollen, genau so emsig bereiten sich die Vögel zum Vollbringen einer außergewöhnlichen Tat vor. Sie stählen ihre Kräfte, sie verstärken ihre Ausdauer, sie erproben den Mut.

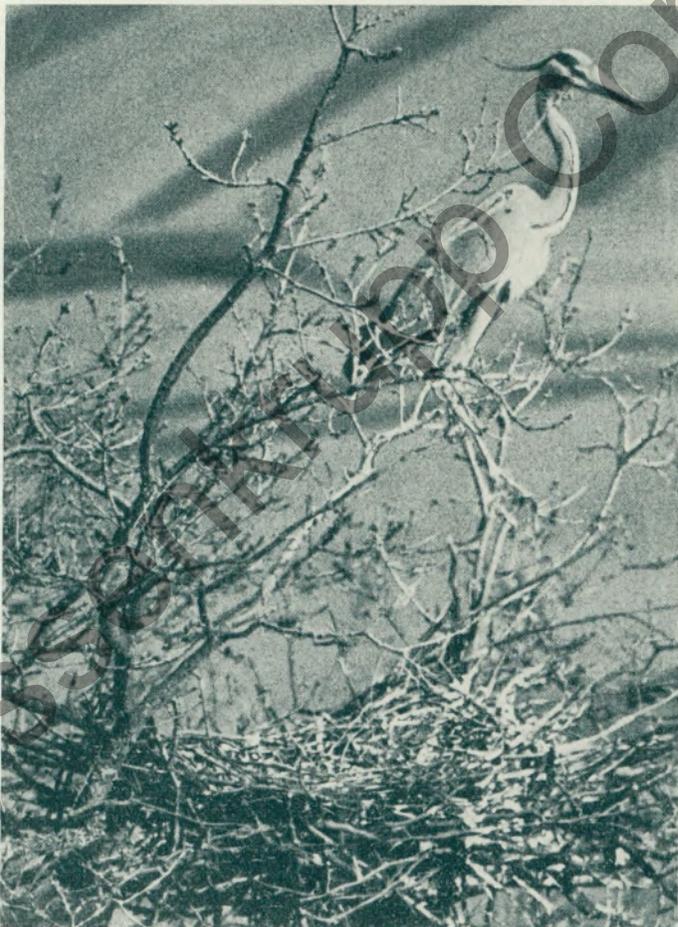
Mein Hamborner Reiher trainierte. Da pries er den Sturm und verharrte auch in seinem Spiel, als ihn eigene Kühnheit oder peitschende Winde weitab von der gewöhnlichen Flugstrecke getrieben hatten.

Von den Kantener Wäldern mag er hergekommen sein, oder von den Schwarzpappelkolonien, die hin und wieder die einsamen nordwestdeutschen Weidflächen — bei Wesel, Emmerich, Holten, Gronau usw. — durchsetzen, oder gar von den Forsten, die bei Werden an der Ruhr liegen. Es gibt im niederrheinischen Land noch Reiherstiedlungen, doch sind sie — an und für sich mit stark gemindertem Besatz — bei weitem nicht mehr so zahlreich aufzufinden wie früher. Und wie lange wird es noch dauern, bis auch die letzten grauen Stelzvögel — trotz verschiedener örtlicher Schonung — dem Abschluß, dem Unverstand, dem für Saatkrähen ausgestreuten Gift und der menschlichen Habgier erlegen sind? Die Schmuckfedern des erwachsenen Vogels — einst so begehrt, daß Könige und Fürsten die Todesstrafe auf die Erlegung eines Reiheres setzten oder adlige Herren die zur Reiherbeize abgerichteten Falken mit in die Messe nehmen durften — werden immer noch



Reiherhorst.

Lichtbild: Wisfenbach.



Fischreiher am Horst.

Lichtbild: Fischer.

geschätzt. Leider glauben auch die Fischer, daß die herrlichen Langschnäbel dem Bestand ihrer Gewässer mehr schaden als die unerhört wirksamen modernen Fangapparate, und leider wähnen auch viele Jäger, daß es zu den Erfordernisse eines echten Weidmanns gehöre, Freuden und Bekanntheit einen ausgestopften Reiher zeigen zu können. Dabei vertilgen die hochbeinigen Schwingenträger weder Plögen noch Forellen in dem angenommenen Maße, noch erzielen sie mit einem Bauch aus Holzwolke, drahtversteiften Stelzen und in meist falscher Körperhaltung niemals die Wirkung, die sie am Wasser auszuüben vermögen. Denn wenn hier ihre Ruhe eine vom Kürschner aufgezwungene ist, so ist sie dort — der Reiher kann stundenlang im Wasser stehen, ohne auch nur die geringste Bewegung zu machen — eine gewollte und eine sich selbst auferlegte. Der Vogel fängt seine Beute nämlich nicht mit dem sagenhaften Drüsenfaß der Stelzen, den es überhaupt nicht gibt, er erwischt sie nur infolge der unheimlichen Stille, mit der er Grundeln, Bräsen und Bärsehe täuscht. Ahnungslos schwimmen sie heran, dann — ein unheimlich schnelles Zustoßen mit dem scharfen Schnabel — ein geschicktes Hineinbefördern der zappelnden Silberlinge in den Blindsack, und die gleiche Stellung wird eingenommen.

Die Nester sind keine kunstvollen Bauwerke, wie wir sie bei anderen Vögeln kennen. Sie sind aus zusammengetragenen Zweigen roh zusammengefügt, mit Binsenbändern und Schilfstengeln gebunden und in der Mulde mit aufgelesenen Wollflocken, trockenen Gräsern und irgendwo aufgefribenen Lappen ausgestattet. Über einen Meter ist jeder Horst breit und mehr als vierzig Zentimeter hoch. Oft bemerkt man am Niederrhein Schwarzpappeln oder Ulmen, die riesige Büschel von Misteln tragen. Nicht anders sehen die Reiherkolonien aus, nur daß die Nester — manchmal sieben und noch mehr in einem Wipfel — nicht in der Mitte der Baumkrone zu liegen



Sichernder Reiher.

Lichtbild: Wissenbach.

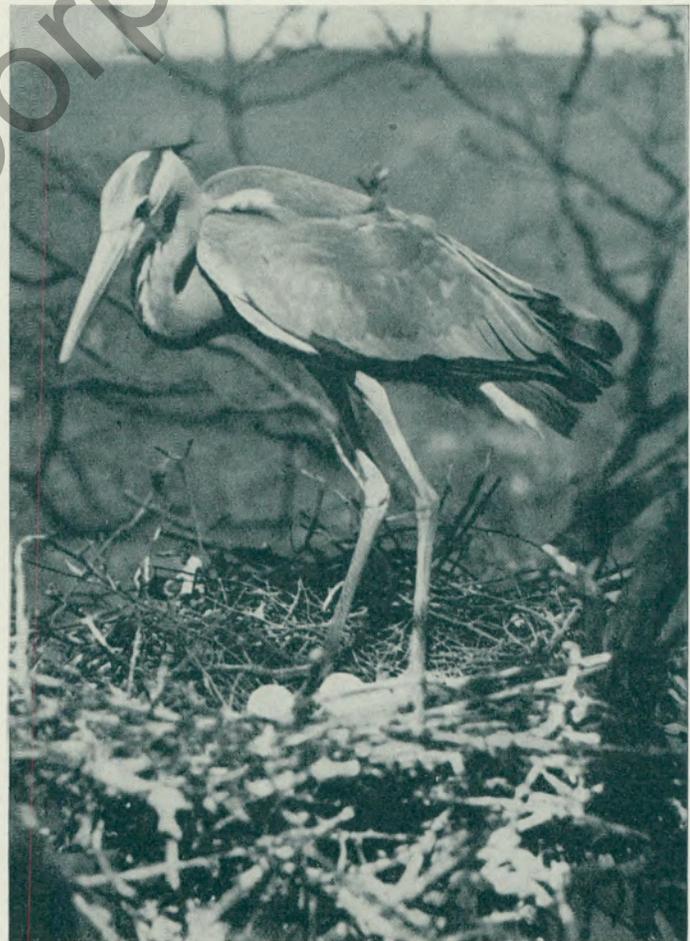
lange, bis die Strahlenspeere der Sonne Lücken in das dichteste Gewebe gerissen haben. Und jetzt vollzieht sich eine sonderbare Seltsamkeit. Vor und während des Entstehens der grauen Schwaden sammeln sich auf einsam gelegener Wiese die grauen Vögel — neun, sechzehn, selten mehr als zwanzig —, verharrten stumm und starr in der unheimlichen Stille, erheben sich tagsüber zu kurzen Flügen, kehren am Abend an die gleiche Stelle zurück und stoßen, noch von keines Menschen Auge beobachtet, in der Nacht durch die Decke der Nebel, dem Licht der Sterne entgegen. Hoch steuern sie empor, um in schrägen Reihen und einer Flugtechnik, die immerwährend in der Führung abwechselt, dafür Sorge trägt, daß der Windfang ein kleiner ist und ermüdete Gefährten den meisten Schutz erhalten, dem Küstengebiet des Mitteländischen Meeres zuzustreben.

*

pflegen, sondern ausen. Dabei sind sie unter Berücksichtigung eines strengen Gesetzes angelegt. Jeder Horst wird nämlich so gebaut, daß seine Bewohner beim Abfliegen oder Anfliegen keinen Insassen eines anderen Nestes belästigen und weiterhin niemals aus einer Wohnung Nahrung oder Kot in eine unter ihr befindliche fallen kann. Höchste Rücksichtnahme herrscht. Was man für sich verlangt, gewährt man dem Nachbar. Und noch etwas Wunderbares. Schon während des Nestbaus beginnen die Liebesbezeugungen des Männchens dem Weibchen gegenüber. Aber erst wenn die Errichtung des Hauses beendet ist und alle Bedingungen erfüllt sind, die für Aufnahme und Entwicklung der Nachkommenschaft notwendig erscheinen, dürfen die Vögel vom Leben nehmen, was seine höchste Erfüllung bedeutet, kann das Weibchen empfangen. Die sorgende Natur, die immer weiser und umsichtiger handelt, als wir es annehmen, will es so.

Und sie will es auch, daß es eigentlich zu den Seltenheiten gehört, wenn Reihereltern ihre Jungen das Aufnehmen lebendiger Nahrung am Wasser lehren, daß häufig die Kleinen beim ersten Ausflug vom Horst Strecken zurücklegen, die bis zu dreihundert Kilometer betragen, und daß die Alten nach Beendigung der Aufzucht ihrer Kinder ebenfalls den Nest- und Schlafbaum verlassen und im weiten Umkreis der Heimat herumzigeunern. Das Männchen allein, das Weibchen allein oder die beiden zusammen. Nie, daß sich bei diesem Umherstromern und Umherstrolchen mehrere Vögel zu einer Schar zusammenschließen, höchstens, daß sie tagsüber an Lämpeln, fischreichen Gumpen und Teichen ein gemeinsames Jagdgebiet beziehen, wobei aber immer — auch zwischen Mann und Frau — ein gewisser Abstand gewahrt wird.

Näher aneinander rücken die Vögel erst wieder, wenn sie ihre Trainingsflüge beendet haben und die Tage des Fortfluges gekommen sind. Dann weht schon kalter Wind über die Niederrheinische Tiefebene; am Abend spinnen die Nebelweiber ein dichtes Tuch über das Land, und am Morgen dauert es



Das Nest.

Lichtbild: Fischer.

Unser Vorstellungsleben im Traum.

Wie entstehen die Traumbilder?

Von Prof. Dr. M. H. Baege.

Von unserer Geburt an nimmt unser Gehirn Eindrücke sowohl vom eigenen Körper als auch solche von der Außenwelt in sich auf. Im Wachleben reihen wir diese Eindrücke in geordneter Weise aneinander, indem wir Unwichtiges ruhig an uns vorbeigleiten lassen, Wichtiges festhalten und mit früheren Erlebnissen verbinden. Jede neue Wahrnehmung wird so in bereits festverankerte, gesicherte Erfahrungsgruppen eingereiht. Im Schlaf fehlt nun aus physiologischen Gründen der geordnete Ablauf der Gehirn-erregungen. Zwar ist die Fähigkeit der Erinnerung da — denn aus Erinnerungsbildern baut sich ja die Welt der Träume auf —, aber ihre Verknüpfung ist im Traum eine andere als im Wachleben, einmal weil die Hirnzellen im Schlafzustand anders arbeiten als im Wachzustand, zum andern, weil im Schlaf Hemmungsprozesse tätig sind bzw. ausfallen, die im Wachzustand fehlen bzw. vorhanden sind, und vor allem, weil die Kontrolle der Vorstellungsverknüpfungen durch die Wirklichkeit fehlt. Deshalb hängen die Traumbilder auch nur so lose miteinander zusammen und fügen sich oft so beziehungs- und regellos aneinander. Auch der Umstand ist zur Erklärung für den mangelnden Zusammenhang der Traumvorstellungen heranzuziehen, daß es bald Körper-, bald Sinnesempfindungen sind, welche sie hervorrufen.

Wir speichern also von unserer ersten Lebensstunde an eine ungeheure Fülle von Eindrücken in unser Gehirn auf, aber die Mehrzahl davon wird wohl aufgenommen — und hinterläßt deshalb auch Erinnerungsspuren —, wird aber nicht bewußt, das heißt nicht unserm derzeitigen geistigen Besitzstand einverleibt. Wir haben deshalb eine Anzahl von Erinnerungsspuren im Gehirn. Am festesten von diesen haften die, welche wir in der Jugendzeit erworben haben, ferner die, welche durch fortwährende Wiederholung sich besonders eingepägt haben, und schließlich die, welche mit starken Gefühlen verbunden auftraten. All diese Vorstellungen bilden deshalb auch den am häufigsten auftretenden Inhalt unserer Träume.

Ihre Verknüpfung ist im allgemeinen bestimmt durch die Erfahrung. Auf Grund bestimmter Vorgänge in den Hirnzellen können nun auch solche der aufgestapelten Erinnerungsbilder in unsere Träume eingehen, die noch nicht irgendwie bearbeitet, niemals bewußt geworden sind. Darin ist die Hauptursache nicht nur der ungeheuren Mannigfaltigkeit und Fülle der Traumbilder, sondern auch der Absurdität vieler unserer Träume und schließlich auch für den Umstand zu erblicken, daß im Traum längst vergessene oder nie bewußt gewordene Erlebnisse wieder auftauchen.

Nicht in der Beschaffenheit des Vorstellungsmaterials, sondern in der Eigenart seiner Verknüpfungsweise beruht also die Eigentümlichkeit der Traumbilder. Nach den Gesetzen der Vorstellungsverknüpfung kann jede Vorstellung unter gewissen Bedingungen jede andere wachrufen, falls die entsprechenden Eindrücke nur einmal gleichzeitig zusammen oder unmittelbar aufeinanderfolgend vorgekommen sind, oder falls die Vorstellungen eine gewisse Ähnlichkeit besitzen. Jedes zufällige Zusammentreffen und jede unsehbare Ähnlichkeit unter Gegenständen, Vorgängen usw. kann dadurch gewissermaßen von der „Welt der Tatsachen“ zur Traumkombination eine Brücke schlagen. Physiologisch läßt sich das so erklären, daß Hirnzellgruppen, die wiederholt gleichzeitig oder unmittelbar aufeinanderfolgend gereizt wurden, sich untereinander besonders fest verknüpfen. Diese Verknüpfungen

werden schließlich so innig, daß schon die Reizung einer der miteinander verknüpften Hirnpartien genügt, um den ganzen Komplex von Zellen- und Bahnverknüpftheiten in Tätigkeit zu setzen.

Diese verschiedenen Komplexe können sich nun wieder gegenseitig beeinflussen, indem zum Beispiel der Nervenstrom gern in besonders häufig benutzte Hirnbahnen einmündet. Das erleben wir dann als Vorherrschen ganz bestimmter Vorstellungen. Diese sind also nicht unmittelbar von Außen- oder Körperreizen hervorgerufen, sondern dadurch, daß Erregungen von benachbarten Hirnpartien in bestimmte andere einströmen. Es können auf diese Weise auch mehrere Hirnpartien zugleich erregt werden. Das erleben wir dann als Vorherrschen bestimmter Vorstellungsgruppen. Solche unabsichtlich und regellos stattfindende Verknüpfung von Vorstellungen und Vorstellungsgruppen bezeichnen wir als „phantasieren“. Die Entstehung der Traumbilder beruht im wesentlichen auf einem solchen Phantasieren.

Im Traumleben ist also die Verknüpfungsmöglichkeit der Vorstellungen völlig frei und ungehindert, und deshalb können da Vorstellungsverknüpfungen ganz absonderlicher Art auftreten, die im Wachen unmöglich sind, weil hier die in sich fest zusammenhängenden Gruppen von Sinnesindrücken aus der Außenwelt und außerdem unsere praktischen Bedürfnisse und individuellen Wünsche — in der Form von Zielvorstellungen — die Verknüpfung der Vorstellungen regeln. Was da häufig als ein „Streben nach Einheit“ in der Betätigung der Traumphantasie angesehen wird, beruht bei genauerem Hinsehen auf nichts anderem als der Tatsache, daß ein und dieselbe Vorstellung in verschiedenerlei Verknüpfungen auftreten kann. Damit sind denn auch die Verwandlungen zu erklären, die so häufig in unsern Träumen vorkommen, wo zum Beispiel zwei Personen oder Dinge, die nicht das geringste miteinander zu schaffen haben, sich ineinander verwandeln. Der Anlaß dazu ist wohl immer der Eintritt irgendeines neuen Reizes in ein schon bestehendes Traumbild.

Aus dem chaotischen Durcheinanderwogen der Traumvorstellungen entsteht nun die Geschlossenheit der Traumhandlung dadurch, daß unter den erregten Vorstellungen sich immer auch einige befinden, die im Wachein irgendeinmal als Zielvorstellung, das heißt als Ausgangspunkt für irgendwelche geordneten Denkprozesse oder Handlungen, gedient haben. Sie stehen deshalb mit bestimmten anderen Gruppen in besonders enger Verbindung und rufen darum diese immer mit hervor.

Im allgemeinen wird aber auch im Traum ein gewohnter, das heißt besonders gut eingeübter Vorstellungsverlauf eingehalten. Deshalb enthalten auch alle Träume zu einem hohen Prozentsatz Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen des alltäglichen Lebens, deshalb auch spielen in den Träumen der älteren Menschen die Berufsvorstellungen als besonders gut eingepägte eine große Rolle, deshalb treten auch die besonders fest verknüpften Kindheits- und Jugendeindrücke häufiger in unseren Träumen auf. Die durch die Tageserfahrungen geschaffenen Vorstellungen herrschen also auch im Traume vor. Wo diese aber nicht besonders fest verknüpft sind, da findet leicht die Ableitung in eine Nebenreihe vor Ablauf der ganzen Hauptreihe statt, so daß statt der gegebenen Reihen dann aneinandergereihte Teile verschiedener Vorstellungsreihen erscheinen. Dadurch entsteht dann das Unverständliche in den Träumen.

Speerwerferin.
 Plastik
 von
 Prof. Seeger
 auf der
 Reichsgartenschau
 Essen.
 Lichtbild:
 N. Gallensleben.



Der Mensch stirbt nicht, er bringt sich um.

Von Dr. med. W. Zielhoff.

„Der Mensch stirbt nicht, er bringt sich um“, hat einmal ein geistreicher Franzose gesagt. Und wenn wir ganz nüchtern den Ablauf eines Durchschnittstages eines Städters verfolgen, dann werden wir für diesen Ausspruch bald volles Verständnis aufbringen.

Beginnen wir mit den Äußerlichkeiten: Die Mehrzahl der Menschen steht zu spät auf, zieht sich hastig an und trinkt schnell Kaffee, um gerade noch rechtzeitig zu ihrer Arbeitsstätte zu kommen. Meist wird der ganze Arbeitstag fern von Sonne und frischer Luft zugebracht. Abends sitzt man, vor allem, wenn man Junggeselle ist, nicht selten zwei bis drei Stunden im Kaffeehaus, Restaurant, Kino oder sonstwo unter einem soliden Dach zwar, aber — in schlechter Luft. Um das Maß der Unvernunft voll zu machen, wird Alkohol

oder Kaffee und reichlich Nikotin genossen. Viel zu müde und viel zu spät wird schließlich das Bett aufgesucht.

Wenn schon den äußeren Umständen jede Vernunft fehlt, so treibt die Instinklosigkeit bei der Ernährung den Durchschnittseuropäer in einen noch größeren Widersinn hinein.

Bei jeder Maschine werden über Verbrauch und Verschleiß Berechnungen aufgestellt, wird die Qualität des Betriebsstoffes genau ausgearbeitet. So wird der Betriebsstoff für den Benzinmotor nach allen Richtungen hin sorgfältig ausgewählt. Er darf nicht zu viel und nicht zu wenig Fett enthalten, die Benzin-Benzol-Alkohol-Mischung muß in einem ganz bestimmten Verhältnis zueinander stehen, um ein möglichst einwandfreies und kloppfreies Arbeiten der Kolben zu garantieren. Wir bevorzugen ein Gemisch, das bei bester

Leistung die geringste Schädigung für Kolben, Zylinder, Kerzen usw. aufweist.

Was aber tut der mit fünf Sinnen begabte Mensch mit seinem Organismus?

Der menschliche Körper braucht zu seiner Unterhaltung Betriebsstoffe und Ergänzungsstoffe. Der natürliche Verschleiß an Zellgewebe und Muskelgewebe beim ausgewachsenen Menschen wird einzig und allein durch Eiweiß ersetzt. Fleisch, Fisch und Eier sind also Ergänzungsstoffe. Die Betriebsstoffe bestehen im wesentlichen aus allen Gemüsearten, Brot, Kartoffeln, Früchten, Nudel- und Mehlspeisen und Fetten sowie Ölen. Hier muß hinzugefügt werden, daß in allen Pflanzen und Feldprodukten eine geringe Menge des sogenannten Pflanzeneiweißes enthalten ist.

Bei der Ernährung des normal arbeitenden, also körperlich nicht überbeanspruchten Menschen ist das Verhältnis des Eiweißbedarfs zum Betriebsstoffbedarf 1:10. Das heißt also, daß wir mindestens zehnmal soviel Gemüse, Brot, Obst, Kartoffeln und Nahrungsmittel, wie Nudel- oder Mehlspeisen, zu uns nehmen sollen statt Fleisch oder Fisch. Hinzu kommen 50 Gramm Fett, das ja zu den Betriebsstoffen zählt.

Der Verschleiß an eigenem Körpereiwweiß beim ausgewachsenen Durchschnittsmenschen mit normaler Arbeitsleistung ist so gering, daß 30, höchstens 50 Gramm Fleisch oder Fisch täglich genügen, um Ersatz zu schaffen. Als Betriebsstoff genügen weiterhin etwa 50 Gramm Fett oder Öl. Der Rest des Betriebsstoffes kann ohne weiteres durch Gemüse, Brot, Obst, Milch, Käse und Mehlspeisen gedeckt werden. Man muß in Betracht ziehen, daß Pflanzeneiweiß und Pflanzenfett eine nicht geringe Rolle spielen. Es wäre ja sonst nicht möglich, daß die Vegetarier tatsächlich gänzlich ohne Fleisch-, Fisch- und Einnahrung bestehen können. Diese verschmähen bekanntlich alle tierischen Eiweiße und sind dennoch voll leistungsfähig. Es muß aber hier erwähnt werden, daß jede einseitige Ernährung auf die Dauer in unseren Breitengraden zu irgendwelchen Mangelzuständen im Organismus führen kann und daher ärztlicherseits abgelehnt wird. Damit ist aber nicht gesagt, daß eine Kur mit fleischloser Kost oder gar eine Rohkostkur auf bestimmte Zeit unter ärztlicher Aufsicht nicht ratsam ist.

Wenn wir nun einmal die Statistik zu Rate ziehen und uns unsere Ernährungsweise an Hand von Zahlen vorführen, dann haben wir den klaren Beweis, wie unsinnig unsere Lebensführung in puncto Essen geworden ist.

Im Jahre 1816 kamen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 14 Kilogramm Fleisch und 250 Kilogramm Korn. 1936 kamen aber auf den Kopf der Bevölkerung nur 86 Kilogramm Korn, dafür war der Fleischverbrauch um das Vierfache gestiegen. Hinzu kommt, daß die Fettquote seit 1912 um 25% gestiegen ist, so daß wir pro Kopf und pro Tag 103 Gramm Fett verbraucht haben. Wenn man bedenkt, daß in diesen Zahlen Säuglinge und Kleinkinder einbegriffen sind, so kann man sich leicht ausrechnen, daß in manchen Gegenden der Fleisch- und Fettverbrauch gut um ein Dreifaches über dem Normalen liegt. Dazu kommt, daß vor hundert Jahren das Mehl zu neun Zehntel zu Vollkornbrot und nur ein Zehntel zu Feinmehlprodukten verwandt wurde. Und bis vor kurzem war es gerade umgekehrt, neun Zehntel wurden zu Feinmehl und nur ein Zehntel zu Vollkornmehl verarbeitet. Dabei liegen gerade unter der Schale, also in der sogenannten Kleie, lebenswichtige Stoffe, wie Pflanzeneiweiß und Vitamine, die bei der Feinvermahlung vollkommen verlorengehen.

Wenn nun beim Erwachsenen das Verhältnis der Betriebsstoffe zu den Ergänzungsstoffen, also den Eiweißnahrungsmitteln, 1:10 sein soll, dann muß die Mißachtung dieses Gebotes zu schweren Störungen im menschlichen

Organismus führen. Und in der Tat erleben wir eine gründliche Verschlackung des menschlichen Körpers. Eine Reihe von Gesundheitsstörungen und Krankheiten oder Veranlagung von Krankheiten wächst sich so allmählich aus und hat zu ungeheuren Schädigungen des Volkskörpers geführt. Im Vordergrund der Erkrankungen durch falsche Ernährung stehen das ungeheure Anwachsen der Zahnerkrankungen, besonders der Parodontose, ein Zustand von Zahnfleischschwund mit Lockerung der Zähne, die Zunahme der Stoffwechselerkrankungen, an der Spitze die Magen- und Darmstörungen, insbesondere die Darmträgheit. Es ist erstaunlich und betrüblich zugleich, wie viele noch ganz junge Menschen heute in die Sprechstunde des Arztes kommen und über Stuhlverstopfungsbeschwerden klagen. Die enorme Steigerung der nervösen Leiden, die zunehmende Unfruchtbarkeit, ein Großteil der Gefäß- und Herzerkrankungen, die unter dem Begriff der Arterienverkalkung einhergehen, ein gewisser Prozentsatz von Zuckerleiden, sie alle sind zum größten Teil auf unzureichende Ernährung zurückzuführen. Die Steinleiden der Gallenblasen, der Nieren und der Blase, die Bereitschaft zu Rheumatismus und schließlich auch zu Krebserkrankungen sind Folgen der falschen Ernährungs- und Lebensweise.

Man sieht: der Mensch bringt sich tatsächlich um. Der Organismus verkommt mehr und mehr und hat nachher nicht mehr die Kraft, sich so zu reinigen, daß eine völlige Gesundheit und Widerstandskraft wiedererlangt werden.

Den besten Beweis, daß ein einfacher Lebensstandard gesünder ist, hat uns der Krieg geliefert. Infolge der knappen Ernährung waren Zuckererkrankungen, Arterienverkalkung und andere Stoffwechselstörungen so gut wie verschwunden. Allerdings traten teilweise andere Gesundheitsstörungen infolge Unterernährung auf, die hier nicht zur Sprache stehen. Immerhin zeigen ja auch strenge, einschneidende Kuren in Sanatorien und Bädern mit völliger Fleischentziehung unter Bevorzugung der vegetarischen und Rohkost oft beachtliche Heilungen. Freilich kommt es dabei auf den Grad der Verschlackung, auf das Alter des Patienten und auf die Widerstandskraft des Organismus an.

Aber wie töricht ist das: Erst jahrelang den Körper überfüttern, dazu mit Alkohol-, Nikotin- oder Kaffeegenuss das F-Pünktchen der Uvernunft aufsetzen, alle Warnungen, die der Körper dem Menschen anzeigt, durch Unpäßlichkeit, Nervosität usw., in den Wind schlagen, um dann eines Tages, meist wenn es zu spät ist, alle Hebel in Bewegung zu setzen, die leichtfertig untergrabene Gesundheit wiederzuerhalten.

Einfacher und billiger ist es jedenfalls, die Lebensfreude zu erhalten und die Gesundheit in mittleren Jahren zu fördern. Gut, mag die Jugend an Kraft überschäumen! Sie ist aber meistens noch nicht instinktiv geworden, treibt Sport und hat Bewegung genug und keine Schlacken abzusetzen. Aber ein Mensch von 28 bis 30 Jahren sollte schon anfangen, seine Lebensweise in jeder Beziehung zu regeln. Gerade in diesen Jahren und oft schon viel früher wird der Grundstein zu vielen Erkrankungen für später gelegt.

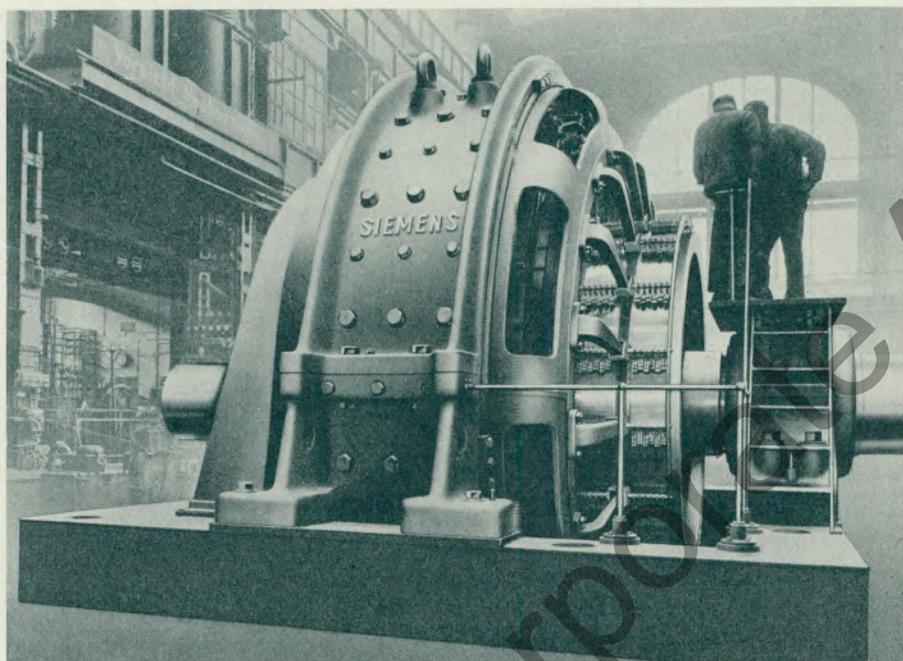
In dieser Zeit sollten der Sport, die Gymnastik, das Wandern, Turnen und Schwimmen als Leibesübung beibehalten werden; gerade diese Jahre aber sind es, wo der Mensch beginnt, bequem zu werden.

Es ist ein Segen, daß der Betriebs- und Werksport zur Pflicht gemacht wurde, daß gerade die mittleren Altersklassen zwangsweise auf den grünen Rasen geführt werden. Auf Leistungen kommt es dabei nicht so sehr an, als auf die Bewegung im Freien.

In der Mäßigung unserer Wünsche, in der Beherrschung unserer Triebe, aber in einem Höchstmaß von Bewegung in der frischen Luft liegt das Geheimnis eines gesunden Lebens.

Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



26000-PS-Motor für die Grobblechstraße
des Dortmund-Hoerder Hüttenvereins (Werk Hoerde).
Lichtbild: Siemens.

Hundertjähriges Jubiläum des rheinisch-westfälischen Großbergbaues.

Von Fr. W. Landgraever,
Bergwerksdirektor im Reichs- und Preussischen Wirtschaftsministerium.

(Aus „Der Wirtschaftsring“.)

Ursprünglich legten unsere Altvordern auf den unzähligen zutage tretenden Kohlenflözen im Ruhrland ihre sogenannten Kohlenpütze an und beuteten sie aus, so gut sie konnten. Jene Kohलगewinnungsart war nach heutiger Anschauung nichts weiter als Raubbau. Es wurde nur das Ausgehende, der sogenannte „Ausbiß“, der Flöze bearbeitet. Tiefer als bis auf den Grundwasserspiegel ging man nicht in die Erde hinein, nahm fort, was man ohne größere Kosten und Mühe bekommen konnte, und ließ den tieferliegenden Bergesgen sitzen. Auch im mittelalterlichen Kohlenbergbau fand ein systematischer Abbau nirgends statt. Wer Kohlen benötigte, nahm sie, wo er sie fand.

Anfang des 18. Jahrhunderts versuchte die Regierung durch Gesetzgebung den wilden Schürfern und Kohlenräubern ihr Handwerk zu legen. Man drängte durch reformierte Bergordnungen auf Anlage regelrechter Grubenbauten und versuchte die wirtschaftliche Lage der immer noch kleinen Zechen durch Erschließung von Absatzmöglichkeiten zu bessern. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts trat hier ein Umschwung ein, als Friedrich der Große sich des Kohlenbergbaues an der Ruhr annahm und sogar 1749 selbst Zechenbesitzer wurde. Im Jahre 1784 finden wir den Bergamtsdirektor und späteren Minister Freiherrn von und zum Stein an der Spitze des Bergamtes. Auf seinen Reisen durch Sachsen, Ungarn, England und Schottland hatte er reiche Erfahrungen gesammelt und wandte sie so segensreich im Ruhrgebiet an, daß er als Vater des rheinisch-westfälischen Kohlenbergbaues gilt.

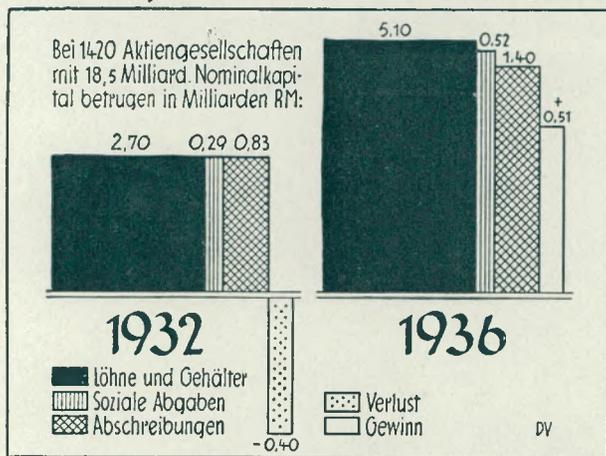
Seit Beendigung des Dreißigjährigen Krieges war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im Ruhrgebiet der Kohlenvorrat so weit verhäuten, d. h. abgebaut, daß die über den Stollensohlen entstehenden Vorräte anfangen, knapp zu werden. Die Holzarmut hatte den Kohlenverbrauch stark gefördert. Es war an der Zeit, daß man an Stelle der Stollen und tonnlägigen Schächte zum Bau von Tiefbauschächten überging, mit denen man tief in der Erde bauen konnte. Vielfach war man auch wohl schon zum Unterwerksbau übergegangen; aber nichts reichte aus, um den ständig zunehmenden Bedarf an Kohlen zu decken. Die Zeit des Großbergbaues mittels Tiefbauanlagen war gekommen.

Diese Umstellung wurde jedoch erst dadurch möglich, daß uns unser genialer Meister, der Mechanikus Franz Dinnendahl, eine hierfür geeignete Feuermaschine, die Fördermaschine mit Dampfkraft, erfand und auch schaffte.

Als es mit diesen neuartigen bergtechnischen Verfahren vor hundert Jahren, im Jahre 1838, gelang — von Mißtrauen, Spott und Zweifel bei den einen, von großen Hoffnungen bei den anderen begleitet —, die berückichtigte, über den Kohlenflözen lagernde wasserreiche Mergelerde erfolgreich zu durchteufen, war dem modernen Tiefbau Tür und Tor geöffnet. Die Folge davon war, daß überall das Suchen nach Kohle und das Abteufen von Schächten einsetzte.

Der Bergbau erstreckte sich vor hundert Jahren auf ein Gebiet von rund 300 Quadratkilometer. In der Zwischenzeit bis zur Gegenwart

Die Entwicklung der Großbetriebe der Industrie



Die Gesundung der deutschen Wirtschaft spiegelt sich in der Entwicklung der Bilanzen der Aktiengesellschaften deutlich wieder. Mit wachsendem Absatz haben die Zahl der Beschäftigten und die durchschnittlichen Verdienste bei fast allen Aktiengesellschaften der Industrie beträchtlich zugenommen. Der Anteil der Löhne und Gehälter konnte nahezu verdoppelt werden und ist mehr angestiegen als die übrigen Aufwandskosten. Am stärksten sind die Jahresgewinne bei den untersuchten 1420 Aktiengesellschaften, die ein Nominalkapital von 18,5 Milliarden RM. haben, angestiegen. Während im Jahre 1932 im Gesamtdurchschnitt bei allen diesen Aktiengesellschaften noch 400 Millionen RM. Verluste nachgewiesen wurden, im Jahre 1933 aber bereits 115 Millionen RM. Gewinne und 1934 bereits 365 Millionen RM. Gewinne, erhöhten sich die durchschnittlichen Gewinne im Jahre 1935 bereits auf 357 und im Jahre 1936 sogar auf 510 Millionen RM. Gewinn. Das Jahr 1937 dürfte nach den vorliegenden Bilanzen im Gesamtdurchschnitt bereits einen Gewinn von weit über 600 Millionen RM. ergeben. Wenn man diese Salden aus Gewinn und Verlust einander gegenüberstellt, so sieht man, daß sich heute gegenüber einem gleich hohen Verlust der durchschnittliche Gewinn wieder auf einer Höhe von fünf Prozent bewegt.

hat er einen Umfang von 4600 Quadratkilometer angenommen. Das ist mehr als das Fünfzehnfache des vor dem Durchbruch der Mergelschicht Erzielten. Der vorhandene Kohlenvorrat des Ruhrgebietes, das sogenannte „ganze Steinkohlenflözdepot“, wurde damals auf 1 Milliarde Tonnen geschätzt. Heute werden die sicheren Kohlenvorräte auf rund 220 Milliarden Tonnen berechnet. Als Wert des gesamten damals bekannten Kohlenvorkommens nahm man einst bei einem Preis von 5 RM. je Tonne die Summe von 5,1 Milliarden RM. an. In der Jetztzeit beträgt der vom Ruhrbergbau geschaffene Gesamtwert (einschließlich der Nebenzeugnisse) allein in einem Jahre 2,5 Milliarden RM. Das bedeutet, daß jetzt bereits in einem Jahre die Hälfte der Werte geschaffen wird, die nach früherer Ansicht in 2700 Jahren, der einst vermuteten Lebensdauer des Ruhrbergbaues, erwartet wurden. Dem Steinkohlenbergbau an der Ruhr wurde um jene Zeit jener starke Auftrieb gegeben, der ihn bald zum ersten Montanrevier Europas machte. Nunmehr wurde es möglich, die reichen Kohlenschätze nördlich von Mülheim, Essen, Bochum und Dortmund der Volkswirtschaft zugänglich zu machen.

Um jene Zeit war der Technik die Lösung des Problems gelungen, im Hüttenprozeß die bis dahin verwandte und knapp gewordene Holzkohle durch Steinkohle zu ersetzen. Dank den Bemühungen des „alten Hartfort“ um die Verbesserung der westfälischen Roheisenerzeugung kam nunmehr „das Eisen zur Kohle“. Bislang hatte die Kohle aus dem Holz der heimischen Wälder in den Hochofen das Eisen erzeugt. Während im Jahre 1850 an der Ruhr noch acht Holzkohlenhochofen und zwei Kokshochofen betrieben wurden, zählte man 1872 nur noch fünf Holzkohlenhochofen neben einundfünfzig Kokshochofen. Heute verfügt die eisenerschaffende Industrie im dortigen Revier über achtundachtzig Hochofen. Der Abbau der Kohle war abhängig von gutem Eisen, das Eisen von guter Kohle. So bedingen einander die Geschwister Kohle und Eisen ihre Existenz.

Der Großbergbau hatte eine ungeheurere Steigerung der Förderung zur Folge. Hieran war jedoch die Kunst der Herstellung von Tiefbauschächten nicht allein beteiligt, sondern auch die fortschrittlichen, technisch vollendeten Gewinnungsmethoden, wie maschinelle Streckenförderung, Verbesserung der Wetterführung, Einführung der mechanischen Abbauförderung, Ausnutzung der Preßluft und Verbesserung der Spreng- und Bohrtechnik. Von all diesem hatte sich der früher gepflogene Raubbau in Buddellöchern und Kohlenpütten nichts träumen lassen. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund, der fast das gesamte rheinisch-westfälische Industriegebiet behördlich überwacht und betreut, fanden im Jahre 1850 ungefähr 15 000 Menschen im Bergbau ihr Brot, ein Jahr nach dem großen Krieg von 1870/71 waren es 70 000 und im letzten Friedensjahr rund 400 000. Das Jahr 1850 weist eine Förderung von 2 Millionen Tonnen Kohlen auf, das Jahr 1870 eine von 14 Millionen Tonnen, das Jahr 1905 bereits 65 Millionen Tonnen, und das Jahr 1913 erreichte eine Förderung 110 Millionen Tonnen. In der Jetztzeit werden aus zweihundert Gruben rund 150 Millionen Tonnen gefördert.

Mit welcher gewaltigen maschinellen Kräfte der Ruhrbergbau arbeitet, geht daraus hervor, daß dort jährlich 300 Millionen RM. für Dampferzeugung aufzubringen sind. Der Maschinenapparat, ohne diejenigen Maschinen für die eigentliche Kohlengewinnung, beziffert sich auf 5000 mit ungefähr 3 Millionen PS. Es sind vornehmlich Fördermaschinen, Kompressoren, Ventilatoren und Wasserhaltungen. Im Jahre 1851 waren nur 142 Dampfmaschinen vorhanden. Die Zahl der Bohrhämmer stieg von 5000 im Jahre 1913 auf 50 000 in der Jetztzeit. Mit ihnen werden jährlich 40 Millionen Meter Bohrlöcher gebohrt und 15 Millionen Kubikmeter Gestein gesprengt. Diese Arbeiten kosten alljährlich 15 bis 20 Millionen RM. Infolge Mechanisierung der Kohlengewinnung stieg die Zahl der Abbauhämmer von kaum 200 im Jahre 1913 auf über 90 000 in der Neuzeit. Aus dem früheren „Kohlenräuber“ ist der sogenannte „Eiserne Bergmann“ geworden.

Wie gewaltig die Förderleistung der Tiefbauschächte im modernen Großbergbau gesteigert wurde, geht aus den folgenden Zahlen hervor. Der erste Tiefbauschacht hatte eine monatliche Förderung von rund 1000 Tonnen. Der leistungsfähigste Tiefbauschacht der Welt, der Schacht XII der Zeche Zollverein in Essen, ist imstande, arbeitstäglich 12 000 Tonnen oder monatlich, bei 25 Arbeitstagen, 300 000 Tonnen zu liefern. Das ist das Dreihundertfache gegen früher. Einst waren die Tiefbauschächte kaum so tief, wie heute der Förderturm eines Schachtes tiefen hoch ist. Schacht XII Zollverein hat eine Höhe von 56 Meter, Schacht „Robert Müser“ von 57 Meter, und Schacht „Emil Rirdorf“ ist 64,4 Meter hoch. Der höchste bislang erbaute Förderturm der Welt befindet sich auf der Zeche „Königsborn“ in Westfalen. Er ist 67 Meter hoch. Seine Stahlkonstruktion wiegt 950 000 Kilogramm, während ein Schachtgerüst eines bislang üblichen Turmes nur 180 000 Kilogramm schwer ist.

Mit den im Ruhrbergbau vorhandenen unterirdischen Gleisanlagen könnte man einen Schienenstrang um die ganze Erde legen.

Der rheinisch-westfälische Bergbau nahm im Laufe von hundert Jahren einen in der Weltgeschichte beispiellosen Aufstieg. Die Arbeiterzahl stieg um mehr als das Hundertfache, die Förderung um etwa das Vierhundertfache, der Wert der Förderung um das Siebzigfache.

Dieser riesenhafte Aufstieg ist der Erfindung der Dampffördermaschine — der alten Feuermaschine unseres deutschen Meisters Franz Dinnendahl — zu verdanken. Sie hat wie kein anderes Erzeugnis menschlichen Geistes, ausgenommen vielleicht die Buchdruckerkunst, das Leben der Menschheit umgestaltet.

Wünschelrutenspflanzen.

Von Agr.-Chem. J. Pardeller, Innsbruck.

Aus „Wissen und Fortschritt“, Berlin.

Die drei Reiche der Natur stehen untereinander in innigem Zusammenhange: Die Mineralien in ihrer Zusammensetzung diktiert dem Boden seine Flora; die Pflanzen fühlen sich nur dort wohl, wo sie alle die zu ihrem Aufbau nötigen Elementarstoffe in aufnehmbarer Form vorfinden. Sie kränkeln, wenn es auch nur an einem dieser Stoffe mangelt, sofern

er sich nicht bis zu einer gewissen Grenze durch einen anderen mit ähnlichen Eigenschaften ersetzen läßt. Das Tier versteht sich auf die Auslese in zuzugenden Futterstoffen; Tier- und Pflanzenwelt schließen sehr oft untereinander Lebensgemeinschaften, um gegenseitig durch Stoffaustausch oder Gemeinschaftsdienste zu geben und zu nehmen. Diese gegenseitigen Anpassungen vollziehen sich in der Regel nicht sprungweise, sondern erfordern Jahrtausende und Jahrtausende. Was man in dieser Hinsicht an Erfahrung wußte, hat man auch schon längst auszunützen verstanden. Die Erklärung der bisher unergründeten Zusammenhänge aber blieb den letzten Jahrzehnten vorbehalten. Und dennoch harren wir noch mancher neuen Überraschung, die erst die Zukunft bringen wird.

Die Beziehungen zwischen gewissen Pflanzen und Mineralstoffen sind oft derart ausgesprochen charakteristisch, daß es möglich wird, die Anwesenheit von den dadurch angezeigten Erzen oder die Beschaffenheit des Untergrundes durch das Studium der den Boden belebenden Flora festzustellen. Pflanzen, die sich beim Auffuchen von Erzlagern als praktische Fingerzeige erwiesen haben, nennt man nicht mit Unrecht „Wünschelrutenpflanzen“. Selbstverständlich darf man die Anforderungen an diese Pflanzen nicht übertreiben. Den Arbeiten von Professor Max Wolff in Eberswalde, dem Gelehrten Linstows und anderen Forschern entnehmen wir nach dieser Richtung hin folgende Beispiele. Es indizieren (zeigen an):

Gold: In Kalifornien verschiedene weißblühende Esträucher. Diese wachsen auf den Goldkiesen. Die Vorliebe für diese Bodenart, in der feinverteilte Goldstäubchen vorkommen, beruht wahrscheinlich auf der Beschaffenheit des in den Kiesen vorhandenen Wassers.

Auf Malakka eine Federnelle, die China, Japan und Queensland eine Heckenkirschenart. Letztere kann aber auch auf Silber hinweisen. Als Gegenstück hat man in letzter Zeit festgestellt, daß Mais in hohem Maße die Eigenschaft besitzt, Gold zu speichern.

Silber: Die obengenannte Heckenkirschenart, in China, Japan und Queensland heimisch.

In Amerika die Wunderblume (*Mirabilis*), in Mexiko eine palmenähnliche Lilie, die Yucca, in Montana ein Knöterichgewächs.

Kupfer: In der englischen Grafschaft Saint Helens eine Nautenart (Kupferraute); in Nordaustralien eine Nelkenart; in Deutschland verschiedene Laub- und Lebermoose, daher auch Kupfermoose genannt. In den Kupferschiefergebieten bei Osnabrück, im Mansfelder Gebiet, auf dem Flechtlinger Altsenleber Höhenzug und auf der Bottendorfer Höhe an der Unstrut wächst eine eigene charakteristische Kupferflora.

Zink: Das Calmaiveilchen in der Nähe von Aachen, in Westfalen, aber auch in Oberschlesien und Belgien.

Zinn: Die bekannte Sommerblume *Zinnia* in ihrer Urform (daher wohl der Name); ferner der sogenannte Siebenstern.

Blei: Der Hufslattich im Siegerland.

Schwermetalle verschiedener Arten: Die Frühlingsmiese, das Vor-alpen-Täpfelkraut, Hallers Grasnelle, Hallers Grasnelle, Beckendorfer Grasnelle, das gelbe Stiefmütterchen. Diese Pflanzen führten in der Aachener Gegend zur Auffindung von Bleiglanz- und Zinklagerplätzen; in Westfalen (bei Brilon, Meschede) ebenfalls zu Blei- und Zinkerzen, im Erzgebirge zu Blei-, Zink- und Silbervorkommen, in Oberschlesien wieder zu Blei und Zink. Für Metalle überhaupt erweitert sich die Reihe der Wünschelrutenpflanzen noch bedeutend, doch nennt die Literatur nur noch davon die Gauklerblume (Württemberg).

Eisen: In Württemberg der Weißbart, im Siegerland die Weißbirke. Die Indikation auf Eisen dürfte nicht so eindeutig zu nehmen sein, da Eisen zu den unentbehrlichsten Aufbaustoffen aller Chlorophyll führenden Pflanzen gehört und von vielen Pflanzen auch noch in erheblichen Mengen aufgespeichert wird.

Platin scheint für jede Pflanze ein ausgesprochener Fremdkörper zu sein. In der Literatur ist der Verfasser bisher keiner Notiz begegnet, nach der in einer Pflanzenasche dieses Element nachgewiesen worden wäre. Platin vermutet man in Landstrichen, die frei von jedem Pflanzenleben sind.

Mit den bisher aufgeführten Elementen, durchwegs Metallen bzw. deren Erzen, ist das Thema noch lange nicht erschöpft. Es fehlen aber für eine große Anzahl von Grundstoffen jedwede Angaben.

Wohl viel sicherer ist der Rückschluß von der einen Boden besiedelnden

Die industrielle Rohstoffherzeugung



Deutschlands Eigenerzeugung an Rohstoffen.

Um sich gegen die Zufälle und Wechsellspiele der Weltwirtschaft zu schützen, ist es das Ziel des zweiten Vierjahresplanes, die heimische Rohstoffgrundlage soweit wie möglich zu erweitern. Nur wenn es möglich ist, den größten Teil der Rohstoffe, die die deutsche Wirtschaft braucht, im Inlande zu erzeugen, so ist auch der Arbeitsplatz jedes Deutschen gesichert. Das Institut für Konjunkturforschung hat nun eine Zusammenstellung des Materials darüber veröffentlicht, welche Bedeutung der heimischen Rohstoffherzeugung für die Versorgung der deutschen Industriewirtschaft zukommt. Es kommt dabei zu dem Ergebnis, daß der Wert der heimischen Rohstoffherzeugung ungefähr 6,6 Milliarden RM. beträgt. Da dazu ferner im gleichen Zeitraum für rund 3 Milliarden RM. Rohstoffe und Halbwaren eingeführt wurden, so ergibt sich, daß also zu zwei Dritteln die Rohstoffversorgung der Industriewirtschaft aus der heimischen Erzeugung gedeckt werden kann. Da diese Berechnungen für das Jahr 1937 angestellt sind, in dem der größte Teil der im Zuge des Vierjahresplans erbauten Rohstoffwerke noch nicht in Betrieb war, so ist zu erwarten, daß sich in den kommenden Jahren der Grad der Selbstversorgung noch wesentlich erhöhe.

Flora auf den Gehalt an den nötigen mineralischen Aufbaustoffen, doch ist ein näheres Eingehen an dieser Stelle schon wegen Raum Mangels unmöglich.

Es möge aber zum Schluß auf einige chemische Elemente hingewiesen werden, die zwar nicht zu den Aufbaustoffen des Pflanzenkörpers gehören, aber dennoch in einer Anzahl von Pflanzenaschen als regelmäßig wiederkehrend nachgewiesen wurden. Der Hauptsache nach handelt es sich hier um die Auffindung von Bor, Zink, Mangan, Kupfer, Arsen, Jod und Quecksilber. Es scheint, daß den Zerealien verschiedener Obst- und Gemüsearten die Eigenschaft zukommt, diese Elemente aufzuspeichern.

Eindrücke.

Aus einem Aufsatz von Prof. R. Francisco Mazzoni, Maldonado (Uruguay), in „Nosotros“, Buenos Aires (Argentinien). — Der Verfasser war früher Direktor des Liceo Departamental in Maldonado.

Wenn es in Deutschland eine Stätte gibt, wo das deutsche Volk einen Beweis seines Wertes sowie seiner Bemühungen um den Fortschritt der breiten Masse des Volkes erbringt, so ist dies das Deutsche Museum in München. Seine Arbeit ist so geschickt, daß sie die unserer Unversitäten übertrifft, und so wirksam, daß es kaum glaublich erscheint, daß sie noch nicht in der ganzen Welt bekannt ist und verwertet wird. Sie ist von solcher Anschaulichkeit, daß sie die wissenschaftlichen Begriffe, die seit

einem Jahrhundert der gebildeten Klasse vorbehalten waren, jetzt der Allgemeinheit zugänglich macht. Es genügt, zu zeigen, was ein einziger Saal enthält, um zu begreifen, was man sonst für unmöglich halten würde: daß nämlich fast augenblicklich die Kenntnis der wichtigsten physikalischen Gesetze vermittelt wird und daß man sich von deren Wichtigkeit persönlich ohne jeden Lehrer und ohne jede Vorbereitung überzeugen kann. Das Wunder vollzieht sich bei jedem Besucher, der lesen und schreiben kann und die vier Grundregeln des Rechnens kennt.

An dem Tage, an dem ich das Museum besuchte, ging eine bunt zusammengewürfelte Menge von jungen Leuten, Frauen, Arbeitern und Kindern in den Physiksaal. Auf geeigneten Tischen sind die Apparate aufgestellt, die den verschiedenen Zweigen dieser Wissenschaft entsprechen. Ich trete an den Tisch heran, auf dem die Eigenschaften der Körper im luftleeren Raum veranschaulicht werden. Die Luftpumpe wird durch einen kleinen Elektromotor dauernd in Betrieb gehalten, und der Besucher kann sie mit jedem der dort aufgestellten Apparate verbinden: der Newton-Röhre, dem Diana-Regen, einer Glasugel mit einer darin hängenden Locke, den Magdeburger Halbkugeln usw. Eine kurze Erläuterung bei jedem Apparat gibt an, worin das Phänomen, das vorgeführt werden soll, besteht.

Ein an der Seite befindlicher Knopf setzt den Mechanismus in Bewegung. Der Besucher braucht nur zu lesen, was auf einem kleinen Schild erklärt ist, um zu verstehen, daß z. B. im luftleeren Raum alle Körper mit gleicher Geschwindigkeit fallen. Öffnet man den zur Newton-Röhre gehörenden Hahn, so fallen verschiedene Körper gleichzeitig herab. Automatisch gehen die Gegenstände wieder an ihren Platz zurück. Es wird Luft hineingelassen. Das Blei, die Federn und der Kork fallen entsprechend dem Widerstand, den ihnen die Luft entgegensetzt. Der Apparat wiederholt dies, so oft man will, ohne Schaden zu erleiden. Die Maschine ist beständig für alle in Betrieb, und um den Tisch sieht man fröhliche Gesichter und verständnisvolle Blicke.

In einem Glaskasten werden die gewaltigen Magdeburger Halbkugeln aufbewahrt, die zu dem ersten Versuch dienten, und ein riesiges Bild an der Wand stellt dar, wie vor den Augen des Kurfürsten mehrere Pferdegespanne vergebens versuchen, die Halbkugeln, denen man die Luft entzogen hat, voneinanderzureißen. Der Besucher empfängt den Eindruck eines geschichtlichen Ereignisses, einer wissenschaftlichen Wahrheit und verläßt das Museum belehrt, bewegt ... und dankbar. Ein Gefühl, das ihn nie verlassen wird, ist in ihm erwacht: das Vertrauen in eine Wahrheit, die sich ohne Worte durch die Beredsamkeit der Dinge offenbart. In dieser Stimmung geht er durch das ganze Museum. In jeder Abteilung findet er die gleiche Klarheit, dieselbe Leichtigkeit des Zugangs zu den schwierigen Wahrheiten der Wissenschaft.

Ich habe etwas Ähnliches weder in Frankreich noch in Italien gesehen.

Warme Töne.

Von H. Harvey Day in „The Passing Show“, London.

„Oh!“ rief Frau Lehmann aus und hielt eine kleine Stoffprobe hoch. „Was für ein herrlich warmer Ton. Gerade was wir für unser Wohnzimmer brauchen.“

Es gibt überall Frauen wie Frau L., die verzückt Farben anschauen und sie als „warm“, „kalt“, „freundlich“ usw. bezeichnen.

Tatsächlich deuten sie damit die Atmosphäre an, die von den Farben hervorgerufen wird, und sie würden überrascht sein, zu erfahren, daß ihre Beschreibung oft buchstäblich zutrifft. Farben können warm und kalt, freundlich und feindlich sein. In der Tat sind Farbe, Wärme und Licht voneinander abhängig (in einem der neuesten Berufe, dem des Farbeningenieurs, werden Menschen so ausgebildet, daß sie feststellen können, was für eine Wirkung eins auf das andere und auf Menschen, Tiere, Pflanzen und Stoffe hat), und andererseits werden sie von den atmosphärischen Verhältnissen beeinflusst.

Der Beruf des Farbeningenieurs steckt noch in den Kinderschuhen, und es gibt noch eine ungeheure Menge über die zwei Millionen bestehenden Farbtöne zu lernen. Man hat erst gerade die Ausläufer einer neuen großen Wissenschaft berührt, und doch haben die angestellten Versuche und Forschungen schon überraschende Ergebnisse gezeigt.

Zu der Erkenntnis, daß Schwarz Wärme absorbiert, ließ Professor Piccard die Gondel seines Ballons für seinen ersten Stratosphärenflug im Jahre 1921 schwarz anstreichen, damit die Insassen warm blieben. Als er in die Stratosphäre kam, wünschte er bald, er hätte irgendeine andere Farbe gewählt, denn obwohl die Temperatur draußen —60 Grad Celsius war, waren er und seine Gefährten bei einer Temperatur von +40 Grad Celsius in Schweiß gebadet!

Diese Erfahrung wollte er sich zunutze machen. Ohne irgendwelche Forschungen anzustellen, ließ er seine Gondel für den nächsten Versuch weiß anstreichen. Die Umstände waren beinahe die gleichen, aber diesmal war die Temperatur in der Gondel —2 Grad Celsius. Die Farbe allein verursachte einen Unterschied von 42 Grad.

Fortschrittliche Industrielle ziehen jetzt einen Farbenfachmann zu Rate, wenn sie umfangreiche Malerarbeiten vornehmen lassen müssen: an Fabriken, an Tausenden von Wagen, an Dampfern, kurz an allem, was Ströme von Farbe aufsaugt. Sie finden es am billigsten, ein angemessenes Honorar zu zahlen, um dafür den besten Ratsschlag zu erhalten.

Für die Ölindustrie haben sich diese Fachleute als von unschätzbarem Wert erwiesen. Eine Firma, die viele Millionen Liter Benzin aufspeichert, entdeckte, daß die Verdunstung im Sommer so stark war, daß ihr Gewinn zusammenschmelzen drohte.

„Streichen Sie die Tanks weiß an“, riet ein Fachmann.

Als die Firma Einwendungen machte, bat er sie, ihm Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit seines Standpunktes zu beweisen. Er wählte vier Tanks von je 50 000 Liter Rauminhalt und sagte: „Streichen Sie jeden in einer anderen Farbe an — weiß, grau, rot und schwarz.“ Die Arbeit wurde Anfang des Sommers fertig, und nach viereinhalb Monaten wurde festgestellt, daß in dem schwarz angestrichenen Tank 4543 Liter fehlten, in dem rot angestrichenen 1167, in dem grau angestrichenen 682 und im weiß angestrichenen weniger als 230.

Eine Verdunstung hatte in allen Tanks stattgefunden, aber der schwarze hatte soviel Wärme von den Sonnenstrahlen absorbiert, daß die Temperatur des Benzins bis zu einem Punkt stieg, an dem die Verdunstung so hoch war, daß Gasdämpfe durch das Expansionsloch heraustraten. Ähnliches ereignete sich beim roten, grauen und weißen Tank, wenn auch nicht annähernd so stark.

Dieselbe Gesellschaft führte einen Versuch mit Rohöltanks von je 250 000 Liter Inhalt durch, und es erwies sich, daß der Verlust aus einem schwarz angestrichenen Tank im Jahre 30 000 Liter mehr betrug als der Verlust aus einem mit Aluminiumfarbe angestrichenen.

In Schiffahrtskreisen hat man festgestellt, daß die richtigen Farben wirtschaftlich sind. Vor einiger Zeit machte die „Mauretania“ eine Vergnügungsfahrt in die Tropen, die einen solchen Erfolg hatte, daß die Gesellschaft beschloß, sie im folgenden Jahre zu wiederholen. Beim zweiten Male wurde das Schiff nicht schwarz, sondern weiß angestrichen, und es stellte sich heraus, daß die Temperatur im Schiff während der ganzen Reise etwa 5 Grad Celsius niedriger war.

Dies veranlaßte die Eigentümer der Bananenschiffe, alle ihre Schiffe, die nach Westindien verkehren, weiß anzustreichen. Die Kanadischen National-Eisenbahnen beschäftigten sich auch mit dem Problem und haben sich davon überzeugt, daß Weiß eine kältere Farbe ist als schwarz.

Das Studium der Farben ist außerordentlich fesselnd, und ihre Möglichkeiten sind unbegrenzt. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem wir mitten im Winter ohne riesige Feuer auskommen und für die Heizung Kerzen oder einfache elektrische Birnen und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten angestrichene Wände verwenden werden.

Es mag unglaublich klingen, aber tatsächlich hat Dr. D. P. Crowden von der Londoner Schule für Hygiene und Tropenmedizin schon einen Schritt in dieser Richtung getan. Er erwärmte ein Zimmer dadurch, daß er die Wände mit Asbest und Aluminiumfolie bedeckte, welche die Wärmestraahlen von einer einzigen elektrischen Glühbirne reflektierte. Aluminiumfolie ist nicht nur ein ausgezeichnete Reflektor, sondern ein dreimal so guter Nichtleiter wie Asbest.

Der Farbenfachmann hat gelernt, daß unter gewissen Bedingungen die Farbe nicht nur die Temperatur, sondern auch die Menschen beeinflusst. Farben wirken auf unsere Stimmungen, unser körperliches Wohlbefinden, unseren Geist und sogar auf unsere Leistungsfähigkeit.

Dr. Donald Laird von der Colgate-Universität schlägt vor, niemals Rot als vorherrschende Farbe im Schlafzimmer zu verwenden, da es Schlaflosigkeit verursache. Rot ist eine primitive Farbe und vermittelt Laufkraft, Vitalität und Wärme. Es kann auch aufreizend wirken, obwohl es den Eindruck von Wärme erweckt.

Selbst ein so profaischer Bericht wie der des Hauptamtes für Fabrikinspektion erklärt, daß eine Verbindung von Blaugelb und Grün in Fabriken die besten Ergebnisse zeitigt. Und Krankenhausautoritäten wissen, daß die Patienten besser ruhen und rascher genesen, wenn die Wände des Krankensaals entweder blau oder meergrün angestrichen sind.

Wie man Sie herumkriegt.

Aus einem Aufsatz von

Bertrand R. Canfield in „The American Legion Monthly“, Chicago.

Können Sie einem Reisenden widerstehen? Wenn Sie Ihre Tür vor den beredten Darlegungen eines jungen Mannes, der sich als Werkstudent zu erkennen gibt, nicht schließen können, oder wenn Sie es nicht fertigbringen, einem begeisterteren Werber, der Sie und Ihre Angehörigen unbedingt durch eine Lebensversicherung schützen will, mit „Nein“ zu antworten, dann ist Ihre Widerstandskraft gegen Vertreter gefährlich gering.

Wie können Sie die Strategie dieser geschickten Verkäufer übertrumpfen, die versuchen, Ihnen etwas, das Sie nicht brauchen, für Geld zu verkaufen, das Sie nicht haben? Dadurch, daß Sie mit den Kunstgriffen, deren sich Geschäftstreisende bedienen, vertraut werden, können Sie den glattzüngigsten Vertreter, der je Ventilatoren an Eskimos verkaufte, außer Gefecht setzen.

Zunächst versucht der gewandte Verkäufer, Sie festzulegen. Er stellt Fragen, die gewöhnlich bejahend beantwortet werden, etwa: „Sie geben zu, Herr Jones, daß dieser Radioapparat einen schönen Klaren Ton hat, nicht wahr?“ oder: „Fährt sich dieser Wagen nicht leicht?“ Wenn Sie mit „Ja“ antworten, sind Sie „festgelegt“, und der Verkäufer geht zum nächsten Argument über. Hat er erst einmal Ihr „Ja“ zu den meisten seiner Behauptungen, so ist es für ihn ausgemacht, daß er Sie schon so gut wie herumgekriegt hat und Sie bereit sind, auf der bekannten punktierten Linie zu unterzeichnen.

Wenn Sie gewohnheitsmäßig mit „Ja“ antworten, erkennt ein geriebener Verkäufer bald Ihre Taktik und ändert seine Fragestellung, so daß verneinende Antworten erforderlich sind, wie z. B.: „Sie möchten doch Ihre Frau nicht mittellos zurücklassen, wenn Sie nicht mehr da sind, nicht wahr, Herr Jones?“ Sollten Sie einen Einwand machen, so hat ein gewiegter Verkäufer gleich eine Erklärung zur Hand, die Ihre Kritik in Zustimmung verwandelt. „Ich freue mich, daß Sie diese Frage aufgeworfen haben“, ist die übliche Antwort auf alle Einwendungen.

Oder wenn Sie die Bemerkung machen: „Ich kann das anderswo für weniger Geld kaufen“, kommt die landläufige Antwort: „Gerade deshalb habe ich Sie aufgesucht.“

Vertreter haben vier übliche Kniffe, Einwänden zu begegnen. Erstens das „Ja-aber“-Verfahren, das etwa wie folgt verläuft: „Dieser Kühl-

schränk kostet zuviel. Ich möchte etwas Billigeres.“ Statt dies nun schroff zu bestreiten, stimmt der Reisende taktvoll zu: „Zarwohl, diese Kühlschränke sind etwas teurer als der altmodische Eisschrank, aber wenn Sie ihre größere Wirtschaftlichkeit in Betracht ziehen, — usw.“ Es fällt einem schwer, einem Manne, der einem zustimmt, zu widersprechen.

Dann ist da das Verfahren, in dem der Verkäufer sich in der Defensive befindet, das angewandt wird, wenn Ihre Einwendung sich auf irgendein Gerücht stützt, das Sie gehört haben, also etwa: „Ich habe gehört, daß dieser Radioapparat mehr Bedienung erfordert als irgendeine andere Marke.“ Worauf der Verkäufer erwidert: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir sagen würden, wo man Ihnen dies erzählt hat.“ Ist so die Beweislast auf Ihre Schultern geworfen, so ist es an Ihnen, Ihre Einwendung zu rechtfertigen.

Zuweilen wird Ihr Einwand nach dem Bumerangverfahren beantwortet, das aus Ihrer Kritik einen Grund zum Kaufen macht. Ein gewandter Klavierverkäufer wandte dies Verfahren bei einer Frau an, die den Ankauf mit den Worten ablehnte: „Nein, ich kann das Klavier jetzt nicht kaufen; wir sind gerade dabei, unser Wohnzimmer neu herzurichten.“ Schon kam der Verkäufer mit seinem Bumerang: „Das trifft sich ja großartig. Ich glaube, dieses Klavier paßt vorzüglich in Ihre neuen Pläne hinein, denn es wird zur Modernisierung Ihres Wohnzimmers beitragen.“

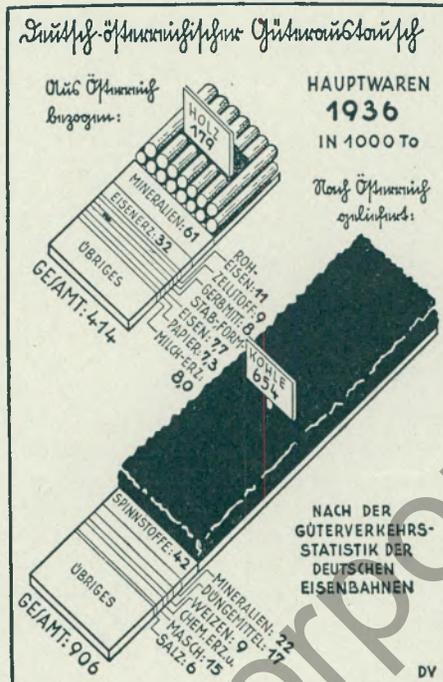
Alterfahrene Verkäufer begegnen manchmal dem Einwand bezüglich des Preises, indem sie Eigenschaften herausstreichen, die den Preisnachteil wettmachen. Sagen Sie: „Dieser Achtzylinderwagen ist ja ganz schön, aber er verbraucht zuviel Benzin“, so erhalten Sie als Antwort: „Allerdings würde Ihr Benzinverbrauch etwas steigen, aber wenn Sie andererseits die Vorteile an Bequemlichkeit, Sicherheit, Schönheit und Zuverlässigkeit berücksichtigen...“ Auf diese Weise wird die Frage der Betriebskosten durch die wettmachenden Vorzüge weit in den Hintergrund gerückt.

Hat der Verkaufsstrategie Ihre Widerstandskraft bis zu dem Punkte niedrigerungen, wo er Sie für hinreichend mürbe ansieht, wird er wahrscheinlich plötzlich versuchen, einen Abschluß herbeizuführen, indem er sagt: „Wann möchten Sie diese Waschmaschine geliefert haben, Herr Jones?“

Beißen Sie nicht auf diesen Köder an, so malt er Ihnen die bevorstehenden Besitzerfreuden aus: „Denken Sie nur, wie bequem Sie es im nächsten Winter mit diesem Petroleum-

ofen haben werden, wenn Sie keine Kohlen mehr zu schaufeln brauchen!“ Verfangen alle diese Kniffe nicht, so sagt der Vertreter vielleicht: „Sie zögern, weil Sie meinen, der Preis dieses Apparates sei zu hoch, nicht wahr? Wenn ich Ihnen nun beweisen kann, daß dies in Wirklichkeit der sparsamste Apparat auf dem Markt ist, und daß der Besitz Sie am wenigsten kostet, so möchten Sie ihn sofort geliefert haben, nicht wahr?“

Das nächste Mal, wenn sich Ihnen ein Geschäftstreisender nähert, studieren Sie seine Taktik, hören Sie sich seine Argumente an, nehmen Sie seine Antworten in Geiste vorweg und genießen Sie das Erlebnis, „herumgekriegt“ zu werden. Machen Sie Ihr nächstes Zusammentreffen mit einem Vertreter zu einem Abenteuer statt zu einer Belästigung. Die Vertreter sind nicht so langweilig, wie Sie denken.



Die wirtschaftliche Verflechtung des Landes Österreich mit dem übrigen Reich.

Schon vor dem Anschluß war das Deutsche Reich der beste Kunde und der größte Lieferant des Landes Österreich, und an Hand der Eisenbahngüterverkehrsstatistik kann man feststellen, aus welchen deutschen Wirtschaftsgebieten Österreich seine Waren bezog und in welche Teile des Reiches die österreichischen Lieferungen gegangen sind. Man sieht aus dem Bilde, daß das Land Österreich dem Reiche hauptsächlich Holz und andere Rohstoffe lieferte, während es vom Reiche hauptsächlich Kohlen und andere Rohstoffe und Halbwaren erhielt. Deshalb waren auch das Ruhrgebiet, Schlesien und das Saargebiet die Hauptlieferanten nach Österreich, während die Hauptabnehmer Sachsen, Bayern und schließlich die Nordmark waren. Dabei ist aber in dem Verkehr mit der Nordmark auch der Überseeverkehr enthalten, der sich durch die Art der Statistik nicht abtrennen läßt.

Gymnasiallehrer – Ministerialrat – Hüttendirektor.

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Nikolaus Drukenmüller am 8. August.



Nikolaus Drukenmüller
1806—1883.

Man findet seinen Namen nur ganz vereinzelt, wenn uns der Zufall einmal ein altes Buch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Hände spielt. Über den Mann, über sein Leben und sein Tun sucht man vergebens im Schrifttum. Dabei war dieses Leben so reich an Arbeit auf verschiedenen Gebieten und an Erfolgen, wie sie nur selten einem Schaffenden zuteil geworden sind.

Nikolaus Drukenmüller wurde am 8. August 1806 in Trier geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte, um dann Mathematik und Physik zu studieren. 1831 sehen wir ihn als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt und zehn Jahre später in der gleichen Stellung in Düsseldorf. 1846 wurde er nach Trier zurückberufen, um dort die Leitung der Höheren Bürgerschule zu übernehmen. Mit dieser Anstalt wurde im nächsten Jahre die Provinzialgewerbeschule vereinigt. Beide Schulen leitete Drukenmüller mit so großem Erfolge, daß der Handelsminister ihn im Jahre 1849 als vortragenden Rat nach Berlin berief zur Bearbeitung der mit den preussischen Gewerbeschulen zusammenhängenden Fragen, unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des königlichen Gewerbeinstitutes zu Berlin, aus dem später die Technische Hochschule hervorging. Im Jahre 1850 wurden die Beratungen über die Reorganisation des Gewerbeschulwesens im Handelsministerium beendet und für das Berliner Gewerbeinstitut ein Regulativ erlassen, dem der Gedanke zugrunde lag, das Institut nach und nach in eine wirkliche Hochschule umzuwandeln. Infolgedessen wurden die elementaren Fächer möglichst in die Gewerbeschulen verlegt, wodurch das Gewerbeinstitut die Möglichkeit hatte, seinen Unterricht zu erweitern und zu vertiefen. Drukenmüller, der das Vertrauen seines Chefs, des Handelsministers von der Heydt, in hohem Maße besaß, wurde des öfteren nach Charlottenburg befohlen, um dem König

persönlich über die Fortschritte der Industrie und des Kunstgewerbes zu berichten. Auch war er Kommissar für die Weltausstellung in Paris 1855, wo er als „Secrétaire intime du Roi de Prusse“ ausgezeichnet wurde.

Die Erfolge, die Drukenmüller als Reorganisator des preussischen Gewerbeschulwesens erzielt hatte, waren wohl die Ursache, daß die Industrie auf ihn aufmerksam wurde. Im Jahre 1856 schied er aus dem Staatsdienst, um als Generaldirektor die Leitung des damals im Aufbau befindlichen „Berg- und Hütten-Aktien-Vereins Neu-Schottland“ zu übernehmen. Diese Gesellschaft baute in Haslinghausen i. W. und in Horst bei Steele a. d. Ruhr zwei Werke, von denen das erste eine reine Hochofenhütte war, das zweite hingegen neben einem Hochofen auch noch ein Puddel- und Walzwerk betrieb. Im Eintrittsjahre Drukenmüllers wurde in Haslinghausen der erste Hochofen angeblasen, dem im Jahre 1859 ein zweiter folgte. Gleichzeitig wurden die Anlagen in Horst ausgebaut, so daß die Gesellschaft zu Anfang der 1860er Jahre in Haslinghausen jährlich etwa 13 000 t Roheisen erzeugen konnte, wogegen sich das Ausbringen in Horst auf etwa 10 000 t Roheisen, davon 250 t Guswaren erster Schmelzung und 8750 t Stahl und Walzwerkserzeugnisse, belief. Insgesamt wurden auf beiden Werken rund 600 Arbeiter beschäftigt.

Im Jahre 1859 wurde zur Regelung des Schienenmarktes die „Schienenverkaufsvereinigung“ gegründet, der auch die Gesellschaft „Neu-Schottland“ beitrug. Die Leitung dieser Vereinigung wurde in Drukenmüllers Hände gelegt. Als er im Jahre 1863 von seinem Posten als Generaldirektor zurücktrat und seinen Wohnsitz nach Düsseldorf verlegte, behielt er die Geschäftsführung der Schienenverkaufsvereinigung bei. Auch übernahm er nach Wilhelm Luegs Tod den Vorsitz des „Zollvereinsländischen Eisenhüttenvereins“. Dieser Verein war zu Anfang der 1840er Jahre von führenden Männern der westdeutschen Eisenindustrie gegründet worden, die sich im Kampf für den Eisenzoll zusammengefunden hatten. Nachdem dieser im Jahre 1844 zustande gekommen war, galt es, den Schutzoll gegen die Freihändler zu verteidigen. Der Verein hat den Abbau der Eisenzölle, der in den 1860er Jahren begann und schließlich mit ihrer restlosen Beseitigung endete, nicht verhindern können. Er ist im Jahre 1874 in die „Nordwestliche Gruppe“ des damals gegründeten „Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“ umgewandelt worden.

Drukenmüllers soziales Verständnis für die Arbeiter gipfelte in seinen Bestrebungen, im Falle eines Unfalles, der den Arbeiter arbeitsunfähig oder nur beschränkt erwerbsfähig machte, eine Unterstützung zu gewährleisten. Die staatlichen Maßnahmen wurden erst später, in den 1880er Jahren, ergriffen. Aus seinen Gedanken und Besprechungen mit Gleichgesinnten entwickelte sich nach und nach die private Unfallversicherung, als deren erste Vertreterin die „Leipziger Gesellschaft“ ihre Tätigkeit begann.

Drukenmüller starb am 29. Juli 1883. Der eigenartige Verlauf seiner Lebenslinie — Gymnasiallehrer, Gewerbeschullehrer, Rat im Ministerium und Direktor eines Gewerbeinstitutes, Leiter eines Hüttenwerks und schließlich Wirtschaftsführer — offenbart uns eine seltene Vielseitigkeit seines Schaffens. Die einzelnen Phasen seiner Tätigkeit konnten hier nur skizzenhaft umrissen werden, da die Quellen allzu spärlich fließen. Wenn wir aber die Entwicklung der deutschen Industrie zur Großindustrie verfolgen wollen, ist es eine unbedingte Notwendigkeit, nein, eine selbstverständliche Pflicht, daß wir uns jener Männer entsinnen, die dabei waren. Viele von ihnen sind schon ganz vergessen, einen einmal, wenn auch nur in groben Umrissen, der heutigen Generation zu zeigen, war Zweck dieser Zeilen. Herbert Dickmann.

Die meisten Unterlagen verdanke ich der Familie. An Quellen wurden noch benutzt: 75 Jahre Verein deutscher Eisenhüttenleute. Düsseldorf 1935; J. Berg., Hütt. u. Calinemp. 1856 bis 1864; Chronik der Königl. Techn. Hochschule zu Berlin. Berlin 1899; Max Mengeringhausen: Die Entwicklung der Schienenfabrikation in Deutschland. Dr.-Ing.-Diss. Techn. Hochschule München 1928.

Die früheren Männer.

Zur Wiederkehr des Todestages von Richard Pink am 23. September.

14. Dezember 1879, Eisenhüttenfest in Düsseldorf! Als wichtigster Punkt steht auf der Tagesordnung: Vortrag von Josef Massenez aus Hörde über das Thomasverfahren, das am 22. September des gleichen Jahres zum ersten Male in Deutschland auf den Rheinischen Stahlwerken in Meiderich und auf dem Hoerder Verein in Hörde zur Anwendung gekommen ist.

Vor rund 250 Mitgliedern des Vereins und geladenen Gästen erläutert Massenez die metallurgischen Grundlagen des Thomasverfahrens und gibt die Betriebsergebnisse bekannt, die man bis dahin mit dem neuen Verfahren erzielt hat. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Was die Erfolge anbelangt, die wir erzielt haben, so habe ich nicht nötig, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir dieselben wesentlich meinem verehrten Freunde, dem Leiter unseres Stahlwerks, Herrn Pink, verdanken.“

Wer war dieser Herr Pink, damaliger Stahlwerkschef von Hörde?

Am 10. April 1832 als einziger Sohn eines Architekten in London geboren, ergriff Richard Pink den Beruf seines Vaters und war nach vollendeter Schulbildung zunächst im väterlichen Geschäft und dann bei einem Londoner Zivilingenieur tätig. Dieser hatte für die englische Regierung verschiedene Bauaufträge übernommen, die den jungen Pink auch des öfteren ins Ausland führten. Nach Beendigung dieser Arbeiten stellte die englische Regierung Pink als Staatsbeamten an. Als solcher fühlte er sich aber nicht wohl, sondern schied nach einiger Zeit aus dem Staatsdienst wieder aus, um mit einer Londoner Firma ein amerikanisches Patent auszubeuten. Im Verlauf dieser Arbeiten errichtete er eine Fabrik in Sheffield, die er mehrere Jahre lang leitete.

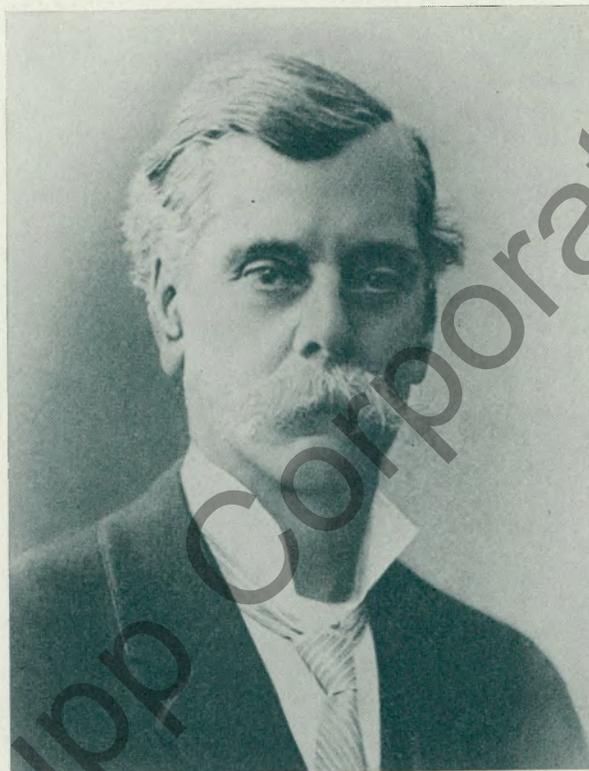
Das damals noch heiß umstrittene Bessmerverfahren zog durch die zahlreichen Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften die Aufmerksamkeit von Richard Pink auf sich. Er erkannte den Wert dieser Erfindung, trat zu Bessmer in nähere Beziehungen und übernahm schließlich einen Volontärposten bei der Firma Bessmer & Co. in Sheffield. Als guter Kenner des Bauwesens lag ihm hauptsächlich die Errichtung neuer Bessmeranlagen ob sowie deren Inbetriebsetzung bis zur Übergabe. So kam Pink in Bessmers Auftrag auch nach Hörde, um dort zu Anfang 1864 das Bessmerstahlwerk einzurichten.

Der Hoerder Verein hatte als zweites Werk in Deutschland die Bessmerische Erfindung angewandt. Die dortige Anlage bestand aus drei Konvertern. Als sie in Betrieb gesetzt worden war, trat Pink in die Dienste des Hoerder Vereins und übernahm die Leitung des Stahlwerks. Er ging vorsichtig zu Werke, um das neue Verfahren erst in kleinem Umfange zu erproben. Betrug die arbeitstäglige Erzeugung zunächst nur etwa 10 Tonnen Stahl, so wurde sie nach und nach auf etwa 20 Tonnen gesteigert. Es galt ja nicht allein, den Bessmerstahl zu erzeugen, man mußte ihn auch verwenden. Denn der Übergang vom Puddelstahl zum Flußstahl war bei vielen Erzeugnissen mit Schwierigkeiten verknüpft, die sich zum Teil aus der Abneigung der Verbraucher gegen den neuen Werkstoff erklärten. In Hörde wurde der Bessmerstahl zunächst zu Radreifen, Schienen und Achsen verwandt. Nachdem man die Eigenheiten des neuen Verfahrens kennengelernt und seinem Erzeugnis eine

entsprechende Verwendungsmöglichkeit gesichert hatte, ging man daran, ein größeres Stahlwerk zu errichten. Diesmal wurden drei Konverter zu je 6 Tonnen Fassungsvermögen aufgestellt. Als die Anlage im Jahre 1870 ganz fertig war, konnte man die Jahreserzeugung auf 20 000 Tonnen Stahl bringen.

Aus dem Leben Pinks in diesen Jahren ist nichts Besonderes zu melden. Er war mit seinem Werke vollkommen verwachsen, und wenn eine vom steiermärkischen Eisenhüttenverein zum Studium des Thomasverfahrens im Jahre 1880 entsandte Kommission, an deren Spitze der große österreichische Hüttenmann Peter von Lunner stand, berichten konnte, daß Hörde sich vor allen anderen Bessmerhütten auszeichne, weil dort fortwährend in reger und umsichtiger Weise gestrebt würde, die Einrichtungen zu verbessern, um so die Güte des Stahls und seine Erzeugungsziffer zu erhöhen, so darf man dieses Urteil wohl zu einem guten Teil auf den Leiter dieser Bessmeranlage, auf Richard Pink, beziehen.

Schon eingangs wurde auf die Pioniertätigkeit Pinks bei der Einführung des Thomasverfahrens in Hörde hingewiesen. Er gehörte zu den Vertretern deutscher Werke, die den Versuchen mit dem Thomasverfahren in Middleborough beiwohnten, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob sich dieses Verfahren für Deutschland eigne. Als die Lizenzverträge zwischen den Erfindern Thomas und Gilchrist einerseits und dem Hoerder Verein sowie den Rheinischen Stahlwerken andererseits zustande gekommen waren, die den beiden Werken das Verfügungsrecht über diese Erfindung in Deutschland einräumten — für Österreich hatte der Hoerder Verein allein die Lizenz erworben —, hieß es, mit allen Kräften an die Ausführung des Patents zu gehen. Pink richtete zunächst die alte Bessmeranlage in Hörde für das neue Verfahren ein. Auch hier zeigte Pink die schon früher erwähnte Vorsicht, er baute eine bestehende Anlage um, ehe er daran ging, kostspielige Neubauten zu errichten; denn auch bei



Lichtbild: Archiv Diekmann.

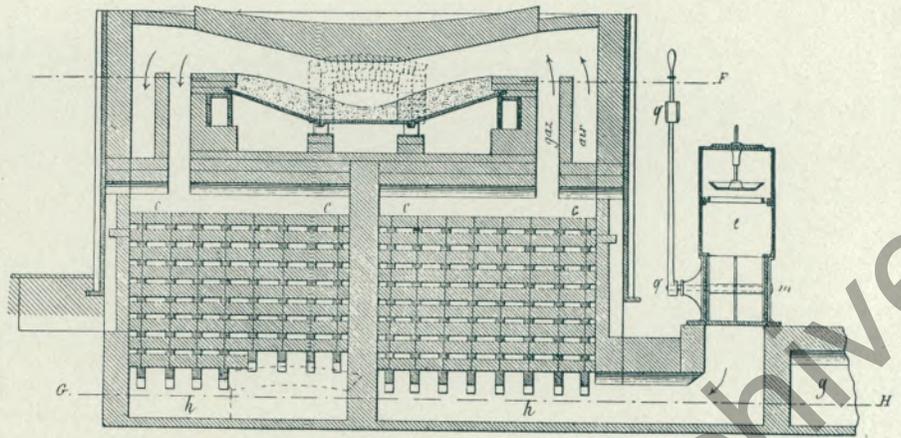
der Einführung des Thomasverfahrens galt es, Kinderkrankheiten zu überwinden. Als die Schwierigkeiten zum guten Teil beseitigt waren, ging man unverzüglich daran, ein neues Thomasstahlwerk zu bauen, das nach dem damaligen Stande der Technik bestens ausgestattet wurde. Zur Sicherstellung des großen Bedarfs an basischen Ziegeln und Konverterböden, von denen die letzteren damals nur noch eine geringe Haltbarkeit (acht bis neun Chargen) aufwies, wurde eine besondere Fabrik gebaut.

Es war Richard Pink nicht vergönnt, an dem weiteren Aufschwung des Thomasverfahrens aktiv teilzunehmen, da er sich aus Gesundheitsrücksichten ins Privatleben zurückziehen mußte. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Hannover, betätigte sich aber noch als Aufsichtsratsmitglied des Eisenhüttenwerks Thale im Harz, als Vorstand der Naphtha-Gesellschaft Opaka und als Vertreter von Kaligewerkschaften. Überall wurde Richard Pink geschätzt wegen seines großen Wissens und Könnens und wegen seines sozialen Empfindens für die Arbeiterschaft. Im vorgerückten Alter entdeckte er noch sein künstlerisches Talent und hat als Bildhauer eine Reihe beachtenswerter Werke, darunter eine Thomasbüste, geschaffen. Er starb nach langem Leiden am 23. September 1906.

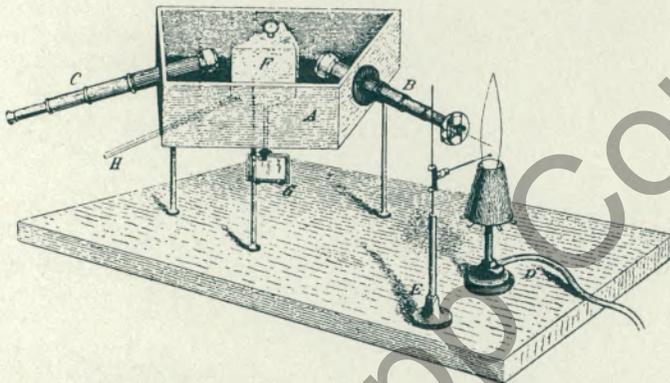
Schrifttum: Nachruf in Stahl und Eisen 26 (1906) S. 1355; Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Stand des Phoenix (1912); Kerpel's Berichte über die Fortschritte der Eisenhüttenkunde (1864) S. 267; (1879/80) S. 26 ff.

Technische Gedenktage.

Frühe Bauart
der Siemens-Martin-Öfen.
(Nach Rev. univ. des Mines 28 [1870] Taf. 5.)



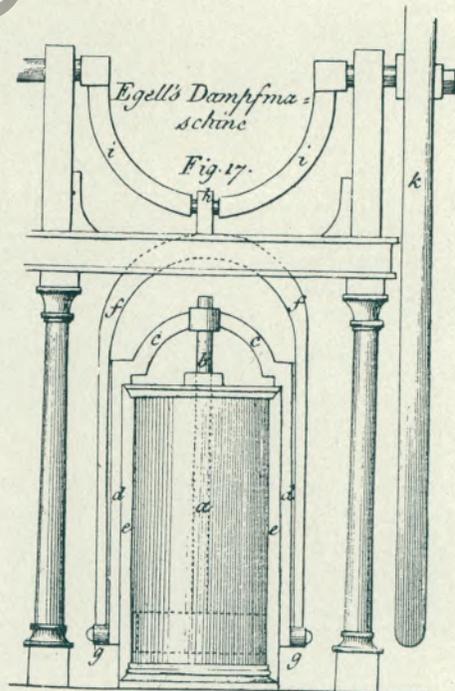
15. 8. 1864 nahmen Pierre und Emile Martin ihr erstes englisches Patent auf ein Stahlerzeugungsverfahren. Dieses Patent sah drei verschiedene Stahlbereitungsarten vor, und zwar folgende: In einem Bad von Roheisen wurden kalte oder vorgewärmte Stücke aus Stahl oder Stahlabfällen niedergeschmolzen. Dann wurde ein Teil des Bades abgestochen und erneut Stahlabfälle zugefügt und, wenn notwendig (um den Kohlenstoffgehalt zu erhöhen), auch noch Roheisen zugegeben. Die zweite Art bestand in der Einwirkung von oxydischen Schlacken auf Roheisen in einem Flammofen; das dritte Verfahren endlich sollte im Kupolofen durchgeführt werden, in dem man Stahl und Roheisen zusammen niederschmolz. Der Schwerpunkt des Patentbesitzes lag aber in dem ersten Verfahren, und hierauf nahmen die beiden Erfinder am 18. August 1865 ein neues Patent, in dem genaue Angaben über die einzusetzende Menge gemacht wurden. Um Gußstahl zu erzeugen, sollten 2300 Pfund Puddelstahl und 400 Pfund Stahl von früheren Schmelzungen allmählich in ein Bad von 700 Pfund reinem Roheisen eingeschmolzen werden. Nachdem die schwarze Schlacke durch eine reine Schlacke ersetzt und die Masse gehörig umgerührt war, sollten 40 bis 100 Pfund weißglühendes Roheisen zugefügt werden. Das dritte Patent auf ihr Verfahren nahmen die Martins am 23. März 1866. Dieses bezog sich hauptsächlich auf die Verarbeitung der Abfälle des Bessemer-Verfahrens. Alle drei Patente setzten die Anwendung der Siemens'schen Regenerativfeuerung voraus. Infolgedessen ist das damals von Vater und Sohn Martin entwickelte Verfahren mit Recht nach beiden Erfindern benannt worden (Siemens-Martin Verfahren).



Apparat zur Spektralanalyse von Bunsen und Kirchhoff.
(Aus Robert Bunsen: Ges. Abhandl. 3. Bd. Leipzig 1904, S. 231.)

16. 8. 1899 starb in Heidelberg Robert Bunsen. Nach seinem Studium ließ er sich im Jahre 1833 in Göttingen als Privatdozent für Chemie und Physik nieder und wurde drei Jahre später Professor in Kassel. 1838 untersuchte er als erster die Hochofengase und wies auf die in diesem Gase vorhandenen Energiequellen hin. 1851 wurde er nach Breslau und im nächsten Jahre nach Heidelberg berufen. Er lieferte zahlreiche Untersuchungen über Gase, Dämpfe, über die Verbrennungserscheinungen der Gase, über Thermoelektrizität und Photochemie und baute selbst eine Reihe von Geräten, von denen der nach ihm benannte Bunsenbrenner wohl am bekanntesten geworden ist. 1860 entwickelte er zusammen mit Kirchhoff die Spektralanalyse, über die beide eine Arbeit unter dem Titel „Chemische Analyse mit Spektralbeobachtungen“ veröffentlichten. Die obenstehende Abbildung zeigt den Apparat, den Bunsen und Kirchhoff damals gebaut haben.

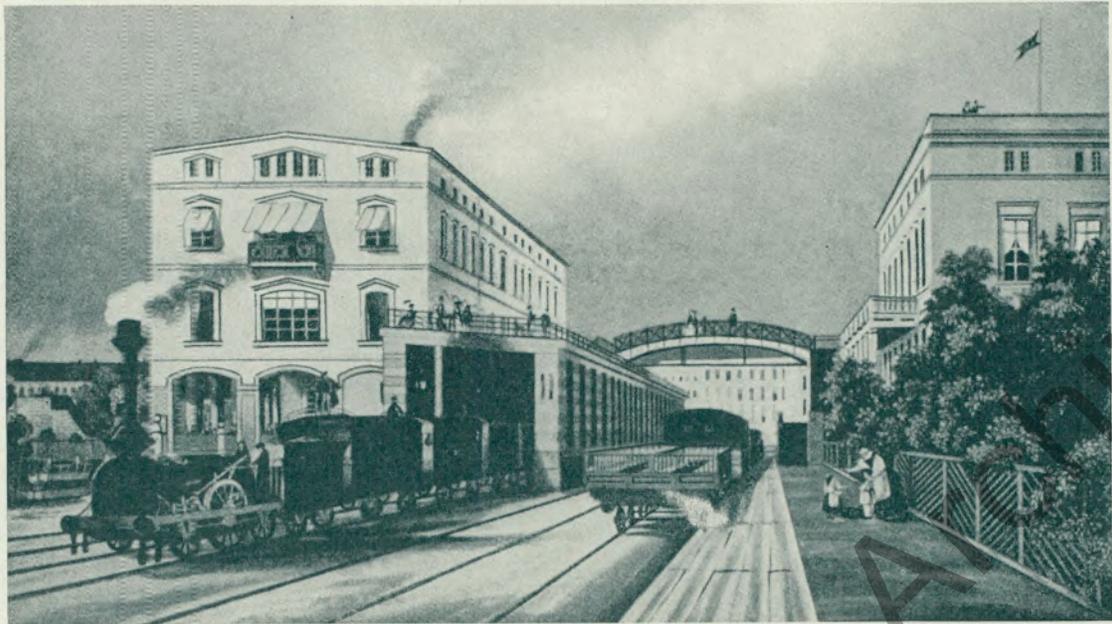
25. 8. 1788 wurde in Rheine i. W. F. A. Egells geboren. Durch eine Luftbüchse, die er als Schlossergeselle angefertigt hatte, wurde die preussische Regierung auf ihn aufmerksam. Man schickte ihn nach England und Frankreich, um dort den Maschinenbau zu studieren. Im Jahre 1821 gründete er in Berlin eine Eisengießerei, verbunden mit einer Maschinenbauanstalt. Beide Einrichtungen gehören zu den ersten privaten Werken ihrer Art. Eine der ersten Arbeiten, die Egells ausführte, war das Modell einer von ihm erdachten Dampfmaschine, die er auf einer zweiten Reise mit



Egells's Bügeldampfmaschine.
(Nach Dinglers polyt. Journ. 13 [1824] Taf. 5.)

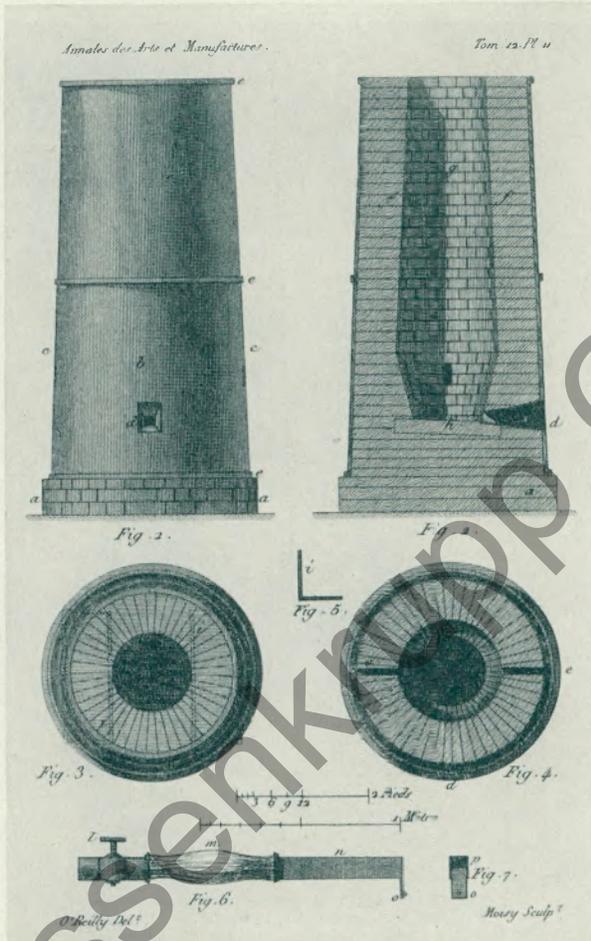
nach England nahm. Wenngleich man in England dieser Maschine wenig Interesse entgegenbrachte, so hatte er doch mancherlei hinzugelernt und Neuigkeiten aller Art gesehen, so daß er mit frischem Mut an die Arbeit gehen konnte. In den ersten Jahren führte Egells das aus, was bei ihm bestellt wurde. 1824 baute er die erste größere Maschine, eine hydraulische Presse. Im nächsten Jahre folgte eine 25-PS Dampfmaschine. Egells's Fabrik wurde durch sein großes Können und seinen unermüdblichen Fleiß zu einer Pflanzstätte des deutschen Maschinenbaues; viele deutsche Ingenieure haben dort ihre Ausbildung genossen und zahlreiche Anregungen gefunden.

22. 9. 1838 wurde die erste Teilstrecke (Potsdam-Zehlendorf) der Berlin-Potsdamer Eisenbahn eröffnet. Diese war die erste preussische Eisenbahn, die in Betrieb genommen wurde. Der spätere König Friedrich Wilhelm IV. — damals noch Kronprinz — gebrauchte bei Eröffnung der Bahn das Wort: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf.“



Der Potsdamer Bahnhof in Berlin 1838.

(Nach „Die Reichsbahn“, Sonderausgabe „100 Jahre deutsche Eisenbahnen“ 17. Juli 1935, S. 14.)



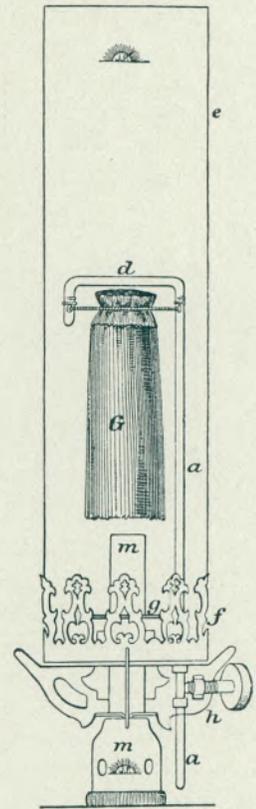
Englischer Kupolofen Anfang d. 19. Jahrh.

(Nach Ann. des Arts et Manufact. 12 [AN XI, 1802/03] S. 225/31 und Tafel 10.)

18. 9. 1741 wurde zu Harbke bei Helmstedt in Braunschweigischen August Ferdinand Graf von Veldheim geboren. Er besuchte das Pädagogium in Klosterhagen, um dann bei seinem väterlichen Freunde, dem Grafen von Heinitz, der damals Vizeberghauptmann in Zellerfeld war, sich praktisch für das Bergfach auszubilden. Nach etwa zweijähriger praktischer Tätigkeit bezog er die Universität Helmstedt und trat dann als Kammerassessor in braunschweigische

Dienste. 1764 wurde er Kammerat bei der hannoverschen Regierung und 1768 zum Vizeberghauptmann befördert, dem die Bergwerke des hannoverschen Harzes unterstellt waren. Einunddreißig Jahre lang hatte er diesen Posten inne. Für die Geschichte des Eisens ist Veldheim insofern von Bedeutung, als er wohl als einer der ersten im deutschen Schrifttum auf die Kupolöfen hingewiesen hat. Im Jahre 1790 veröffentlichte er einen Aufsatz, worin er den deutschen Hüttenleuten den Rat gab, Eisen im Kupolofen mit Koks zu schmelzen und bezog sich dabei auf seinen Freund Wilkinson, der bekanntlich die Kupolöfen in England eingeführt hat. Die nebenstehende Abbildung zeigt einen englischen Kupolofen aus der Zeit um 1800.

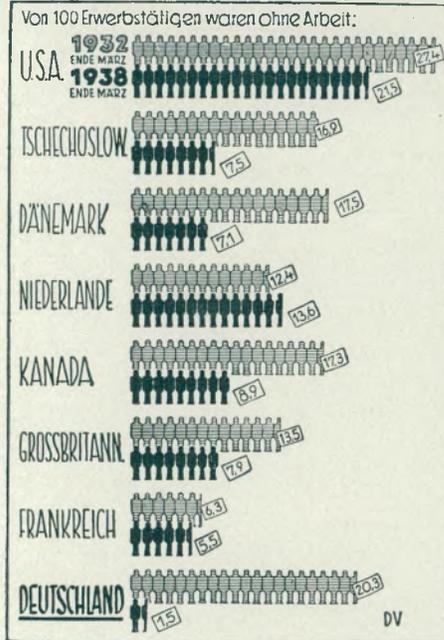
23. 9. 1885 nahm Carl Auer von Welsbach ein deutsches Reichspatent auf das Gasglühlicht. Wie abfällig diese Erfindung, der ein großer Erfolg beschieden war, zunächst auch in Fachkreisen beurteilt wurde, zeigt ein Auszug aus einer Mitteilung, die zu Anfang des Jahres 1886 in einer Fachzeitschrift erschien: „Vor einiger Zeit durchlief die Tagespresse die Nachricht, daß in Wien von einem Herrn Dr. Auer im chemischen Laboratorium des Professors Lieben eine Entdeckung gemacht worden sei, welche eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Gasindustrie und einen mächtigen Fortschritt des Beleuchtungswesens überhaupt bedeute. Diese Meldung erregte, wie zahlreiche uns zugegangene Anfragen beweisen, allgemeines Interesse. . . . Hiernach beruht das Incandescenzlicht von Dr. Auer auf der bekannten Thatsache, daß ein aus feuerfesten Materialien hergestellter Zylinder durch die Flamme eines Bunsen-Brenners zum Glühen gebracht wird. Die Substanzen, aus denen der Glühkörper besteht, werden vorläufig noch geheim gehalten, es wird nur die Vermutung ausgesprochen, daß darin ‚fire oxide and salts‘ verschiedener insbesondere seltener Erden und Metalle enthalten sind. . . . Die übrigen Mitteilungen über das Incandescenzlicht des Dr. Auer entziehen sich vorläufig einer eingehenderen Besprechung, da wir es hier allem Anschein nach vorläufig nur mit einem Laboratoriumsversuch zu thun haben. Wir werden deshalb weitere Erfahrungen und Mitteilungen abwarten; so viel scheint uns jedoch schon jetzt ziemlich sicher, daß wir eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Gasindustrie von dieser Seite kaum erwarten dürfen.“



Gasglühlicht von Auer v. Welsbach. (Nach Journ. f. Gasbeleuchtung 29 [1886] S. 647.)

Deutschland und die Weltwirtschaft.

Die Weltarbeitslosigkeit



Ein lehrreicher Vergleich.

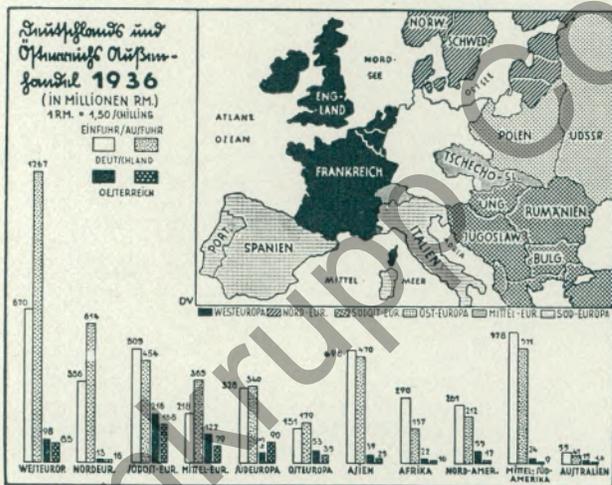
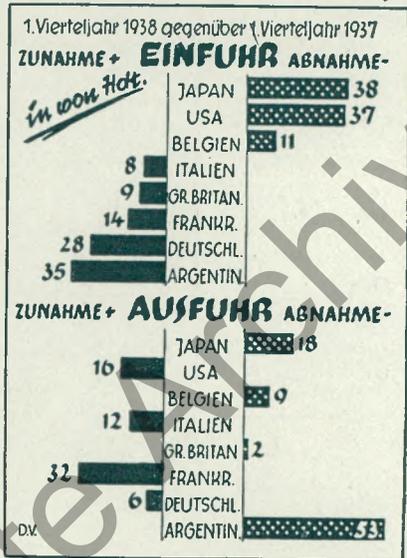
Nach den eigenen Angaben der einzelnen Staaten werden für Ende März 1938 die Zahlen über die Arbeitslosigkeit in den einzelnen Ländern veröffentlicht. Auf dem Bilde sind diese Zahlen mit den Feststellungen vom Ende März 1932 verglichen. Hierbei zeigt sich nun, daß in Deutschland in den sechs Jahren die Arbeitslosigkeit praktisch verschwunden ist, während in allen anderen Staaten der Welt höchstens ein Rückgang auf die Hälfte zu verzeichnen ist. In den Vereinigten Staaten war vor sechs Jahren etwas mehr als jeder Vierte arbeitslos, heute ist

es jeder Fünfte. Dieses gesegnete Land hat heute den Ruhm, am meisten hungernde Volksgenossen zu besitzen. Im Verhältnis dazu sind in den Niederlanden, in Großbritannien, in Frankreich, Kanada, in der Tschechoslowakei noch immer sehr viel Arbeitskräfte vorhanden, die brachliegen. Jedem, der immer wieder auf das nationalsozialistische Deutschland schimpft, müßte diese internationale Statistik vor Augen gehalten werden. Vielleicht würde er dann nachdenklich.

Die Welthandels-schrumpfung.

In den meisten Ländern der Erde setzt seit Herbst vorigen Jahres eine mehr oder weniger starke Senkung der Wirtschaftstätigkeit ein. Das zeigt sich vor allem im Welthandel, der seit diesem Zeitpunkt zurückgeht, und zwar vom zweiten zum dritten Vierteljahr 1937 um 1 bis 2%, vom dritten zum vierten Vierteljahr 1937 um 5% und vom letzten Vierteljahr 1937 zum ersten Vierteljahr 1938 um etwa 7%. Für das zweite Vierteljahr 1938 ergibt sich so gegenüber dem Vorjahre ein Rückgang, der nahe an 20% liegen wird. Dabei zeigen sich vor allem zwei Einbruchsstellen. Einmal geht der Außenhandel der am japanisch-chinesischen Krieg beteiligten Mächte außerordentlich zurück, noch katastrophaler ist aber die Schrumpfung der Einfuhr der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Welthandels-schrumpfung wird sich weiter fortsetzen, wird aber Deutschland nicht so stark treffen wie diejenigen Industrieländer, deren Binnenwirtschaft nicht so krisenfest ist wie die deutsche.

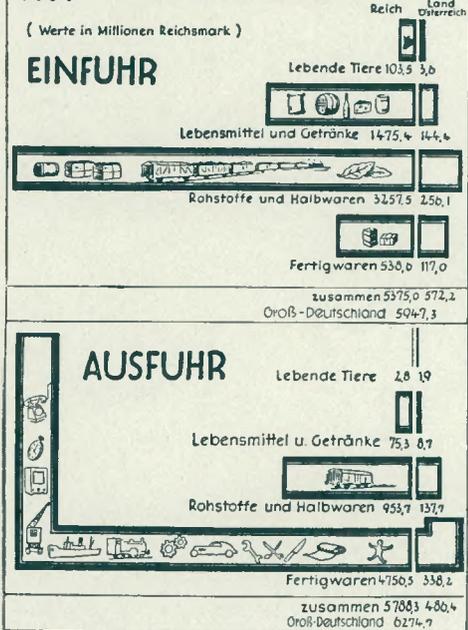
Veränderung der Ein- u. Ausfuhr



Großdeutschlands Kunden und Lieferanten.

Die Zahlen des Jahres 1936 geben einen Überblick, in welchen Erdteilen der österreichische Außenhandel eine besondere Rolle spielt. In West- und Nordeuropa sowie in Übersee hatte die österreichische Wirtschaft im Verhältnis zu Deutschland wenig Verbindungen. Rechnet man aber die Umsätze des Jahres 1936 nach dem heute gültigen Umrechnungskurs um, so zeigt sich, daß in Südosteuropa vor allem der Außenhandel Österreichs sehr große Umsätze erzielte. Auch in Mittel- und Südeuropa liegen die Außenhandelsumsätze des ehemaligen Deutsch-Österreichs noch weit über dem normalen Verhältnis. Man sieht daraus, wie die handelspolitische Stellung Großdeutschlands im Südosten durch den Anschluß erheblich gestärkt worden ist.

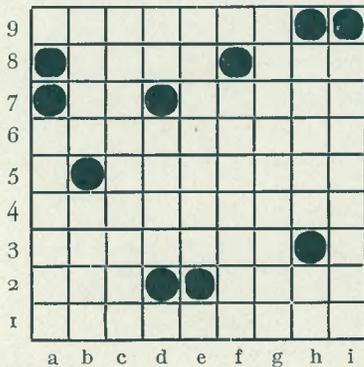
Großdeutschlands Außenhandel 1937



Dieses Bild zeigt, wie sich der deutsche Außenhandel für das Jahr 1937 darstellt, wenn man den Außenhandel der beiden Länder ohne den gegenseitigen Warenverkehr betrachtet. Man sieht aus diesen Zahlen, daß der Ausfuhrüberschuß des alten Reichsgebietes bei weitem ausreicht, um den Einfuhrüberschuß des österreichischen Landesteiles zu decken. Darüber hinaus wird aber die österreichische Wirtschaft viele Waren aus dem alten Reichsgebiete beziehen können, die sie bisher in fremden Ländern kaufte.

Der Nussknocker

Wo stehen die weißen Steine?



In die leeren Felder sind außer den zehn schwarzen Steinen noch zehn weiße Steine einzuzichnen unter Beachtung folgender Regeln:

1. Kein weißer Stein darf auf einem Nachbarfeld eines schwarzen oder weißen Steines stehen.
2. Auf keiner waagerechten oder senkrechten Feldecke dürfen insgesamt mehr als drei und auf keiner schrägen Feldecke insgesamt mehr als zwei Steine stehen.

Steigerung.

Steigerst diese Wörter du,
Zeigen andre sich im Nu.
In dem Synonym für „Streit“
Macht das Chemikal sich breit.
Aus dem Teil des Baumes sieht
Blume, die im Herbst blüht.
Dann ein Mann, oft wohlbeleibt,
Im Nebenfluß des Neckars bleibt.
Und im engen Tal erblickt
Ich gleich ein Verbindungsstück.

W. J.

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a - a - a - a - al - alt - an - ar - bar - be - be - beits - berg - berg - bon - bour - bün - ca - chen - kart - ken - da - dam - de - den - dienst - dor - dorf - e - e - e - ed - eis - el - er - er - fas - fel - gard - go - grau - gu - ho - il - itin - la - lau - ma - man - mann - me - me - mu - mus - mund - na - na - ne - nen - nep - neu - ni - ni - nor - pen - ra - tas - ren - rich - rin - ring - ro - schef - see - sem - sen - sen - sa - se - ster - ster - tan - tis - tra - tri - trieb - tun - ul - us - vogt - wal - zes

sind 35 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Marie von Ebner-Eschenbach ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. See in Oberbayern. 2. Wintersport. 3. Meer-gott. 4. Teil des Rades. 5. Höchste Auszeichnung der D.M.S. 6. Ort am Vierwaldstätter See. 7. Staat in Mittelamerika. 8. Deutscher Flugzeugbauer. 9. Göttergeschlecht. 10. Deutscher Maler der Neuzeit. 11. Trauerspiel von Schiller. 12. Westgotenkönig. 13. Alpenpaß. 14. Nationalsozialistischer Dichter. 15. Weiblicher Vorname. 16. Baumeister des Barock. 17. Schlachtenort aus Oberschlesiens Freiheitskampf. 18. Wechselnde Gemütsstimmung. 19. Deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. 20. Humanist. 21. Kleines Raubtier. 22. Alter germanischer Volksstamm. 23. Holländische Käsestadt. 24. Glied der nationalsozialistischen Erziehung. 25. Blauer Farbstoff. 26. Abzeichen der Faschisten. 27. Schweizer Kanton. 28. Europäisches Gebirge. 29. Turngerät. 30. Diebischer Vogel. 31. Ehemaliges französisches Königs-geschlecht. 32. Nordische Sagensammlung. 33. Gesellschaftstanz. 34. Führender Nationalsozialist. 35. Polarforscher.

W. B.

Rösselsprung.

		ner			ei		
la	flü		ber	reit		ihm	lig
bin	schloß	zig	ge	ter	in	vor	wenn
gelt	de	zu	nur	schwät	es	wagt	ge
schwer	den	ist	hü	ler	legt	ge	fliegt
wirds	das	schil	und	das	zum	zu	die
ben	und	be	schwei	er	del	ent	ist
wahrt		be	glück	rösch	gen		te

E. H. J.

Lösungen aus dem Juliheft.

Geographisches Formenrätsel.

1. Jena. 2. Schneidemühl. 3. Dessau. 4. Eisenach.
- Jedem das Seine.

Bilderrätsel.

T U N' FISCH F A N G.

Silbenrätsel.

1. Auge. 2. Ungarn. 3. Flotow. 4. Malta. 5. Ostris. 6. Raleigh. 7. Geige. 8. Efeu. 9. Nordlicht. 10. Sohle. 11. Ofen. 12. Kimmat. 13. Linderhof. 14. Seidel. 15. Lasso. 16. Donauwörth. 17. Uckermark. 18. Notturmo. 19. Jffezheim. 20. Chloroform. 21. Triefst. 22. Satin. 23. Verdi. 24. Egge. 25. Keinerz. 26. Coltau. 27. Chেষter. 28. Jglau. 29. Eiche. 30. Barock.

Auf morgen sollst du nichts verschoben;
Was heut entfloh, kommt nicht zurück.

Die Quelle.

Der Aufsatz „Etwas von meinem Österreich“ ist dem Buch „Deutsche Ostmark“ entnommen, das von Josef Friedrich Perkonig herausgegeben wurde. Wie ein vor Freude überströmender Gesang leitet dieser Aufsatz das Buch ein, in dem zehn Dichter und hundert wundervolle Bilder die herrliche deutsche Ostmark preisen und von der Schönheit und Kraft der Landschaften, der Städte und ihren Menschen erzählen. Sie steigern in uns die Stimmung der Begeisterung und des Jubels, die uns noch alle seit der Heimkehr Österreichs ins Deutsche Reich erfüllt und lassen den einen Wunsch zurück, recht bald die neuen deutschen Gauen selbst kennenzulernen.

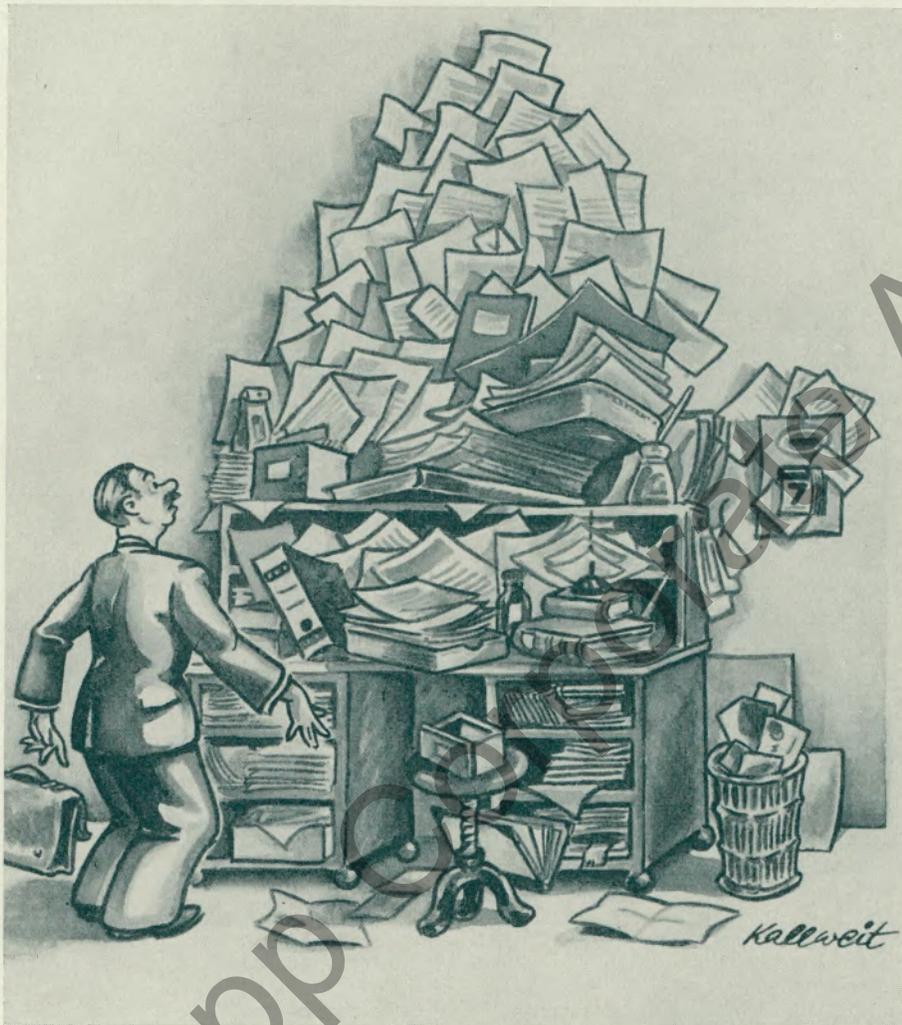
(Verlag: Verlag, Graz, Wien, Leipzig, 1936; 107 Seiten Text und 100 Bilder; Leinenband DM. 6.—)

„Vom steirischen Eisen“ ist ein Auszug aus dem einführenden gleichnamigen Aufsatz des steirischen Eisenbuchs, das den ersten Teil der „Beiträge zur Geschichte des österreichischen Eisenwesens“ bildet, die im Auftrage des Bundes der österreichischen Industriellen, Landesverband für Steiermark, unter Förderung der „Eisenhütte Österreich“ und mit Unterstützung steirischer Eisen- und Stahlwerke herausgegeben werden. Bilder und Text des Buches geben einen guten Überblick über die Geschichte des österreichischen Eisens und seiner Träger und zeigen, welchen Einfluß das Eisen von jeher auf die Kultur und die Wirtschaft des österreichischen Landes ausübte und wie sehr es auch heute noch das Leben dort beherrscht.

Das steirische Eisenbuch — Stätten der Arbeit am steirischen Eisen in alter und neuer Zeit —, Verlag: Verlag, Graz, 1937; 170 Seiten mit 150 Bildern und einem Titelbild; broschiert DM. 5.—)

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingelassenen Spottvögel



Letzte Erinnerung
an den Urlaub
im Hochgebirge.

Zeichnung von Kallweit.

„Na, Fritz, hat dich dein Vater gestern verhauen?“
„Nein, mein Vater verhaut mich nicht. Das tut ihm mehr weh als mir.“

„Dein Vater muß aber ein weiches Herz haben!“
„Das nicht, aber Rheumatismus.“

(Illustrierter Beobachter.)

Die Kinder springen in der Pause Seil. Ein anderes kommt hinzugelaufen und ruft: „Laß mich mal springen!“

Die Lehrerin geht gerade vorüber und sagt in verbesserndem Ton: „Laß mich mal springen!“

Da rufen alle begeistert wie aus einem Munde: „O ja, laß ihr mal springen!“

(Illustrierter Beobachter.)

Ein Männergesangsverein fuhr über den Wannsee. Mit Hali und Hallo. Und vielem Flaschenbier. Fragt ein Sänger den Kapitän: „Saren Sie mal Sie oder Seebär, wat hamsen jetzt für 'ne Geschwindigkeit druff?“ Der Kapitän sah einmal in die Runde. Dann sagte er: „Na, jetzt fahr' ich mit hundertzwanzig Knoten!“

(Koralle.)

Kleine Begegnungen mit dem unsterblichen Amtschimmel.

Für Geburten sind die Wochentage Dienstag und Freitag, morgens 9 bis 12 Uhr, festgesetzt. Der Standesbeamte von Versmold.
(Bielefelder Tageblatt Nr. 305, 1877.)

Die Bewohner, welche Hunde halten, haben dafür zu sorgen, daß Letztere sich nicht allein und herrenlos in den Anlagen umhertreiben; dasselbe gilt von Kutgästen und durchreisenden Fremden.

(Öffentl. Anzeiger f. Blas Nr. 26, 1877.)

Es ist uns zu Ohren gekommen, daß das Rindvieh in den Ställen mit brennenden Zigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftig mit 30 Kr. bestraft werden soll.

(Saar- u. Bliess-Zeitung Nr. 43, 1873.)

Bekanntmachung, die Armenspeisung durch den Frauenverein betreffend: § 4: Jede Marke lautet auf einen bestimmten Tag und die Dame, welche das Kochen übernommen hat, trägt den gedruckten Titel Speisemarke und ist auf der Rückseite mit dem Abdruck unseres Stempels versehen.

(Schnitzer Grenzblatt Nr. 50, 1879.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.